Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1828)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656204

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1.

Das alte Jahr zum neuen.

Mein Sach ist nun zu Ende.
Mach du dich auf behende
Mit deiner Gaben Spende,
Und bring recht volle Hände!
Machst dennoch kaum es Allen recht;
Ist gar ein ungnügsam Geschlecht.
So viel ich euch beschieden:
Sie blieben unzufrieden.
Erst wollten sie mehr Futter,
Mehr Honig dann und Butter,
Mehr Korn, mehr Obst, mehr Wein, mehr Most,
Noch süßern Trank, noch beßre Kost.
Ja hätt' ich alles vollauf gegeben,
Sie trieben ein ausgelassen Leben,
Und hätten, entwöhnt von Sorg' und Nöthen,
Am Ende sich Regen und Schnee verbeten.
Drum war die beßte Beschwichtigung
Mitunter ein wenig Züchtigung.

So darf ich nun getrost abtreten;
In Mangel und Noth lehrt' ich sie beten;
Drauf hab' ich viele der Erd entnommen,
Die sind im Himmel zu Gnaden kommen.

2.

Rechtfertigung des Boten, statt des Grußes.

Kannst du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunstwerk!
Mach es Wenigen recht, Vielen gefallen ist schlimm.

Dieses Sprüchlein hat der Bote letzthin an einem Orte gelesen, und es hat ihm überaus wohl gefallen, sintemal es ihm auch so geht mit seinem Calender. Er wollte auch allen gefallen, aber das gieng nicht. Den einen war er zu trocken, den Andern zu wäßerig, den Dritten zu gelehrt, den Vierten zu dumm, den Fünften zu lang, den Sechsten zu kurz, und endlich Mehrern zu spizig, indem sie es nicht leiden konnten, daß er überall seine Spione hat, die ihm ihre dummen Streiche auskramten. Aber dafür kann ja der Bote nichts, wenn sie Böses oder Närrisches verüben, und er erzählt es in der besten Absicht wieder, nemlich ihnen selbst zur Besserung und andern zur Warnung. Statt aber seine Lehre im Stillen hinzunehmen, sich zu ändern, wenn sie sich getroffen fühlen, erheben sie ein Zeter- und Mordiogeschrey, schimpfen auf den unverschämten Boten, citiren ihn sogar vor Gericht, und wollen perforsch von ihm wissen, wer ihm das Stücklein erzählt habe. Dieser aber hält reinen Mund und hat noch nie einen seiner Correspondenten verrathen. Und so müssen die armen Tröpfe unverrichteter Dinge abmarschiren, ohne etwas gewonnen zu haben, als daß sie das Uebel durch ihr Toben und Schreyen ärger gemacht haben, indem sie sich selbst verriethen, da hingegen der Bote es noch recht gut mit ihnen meynte, und ihren Namen verschwieg.

So hat sich der Bote unter anderm auch den Unwillen einiger Schulmeister zugezogen, indem er zwey wahre Stücklein von zweyen erzählte. Das eine steht im Kalender 1825 unter dem Titel: Herr oder Meister; das andere im folgenden Jahrgang, betitelt: Examen. Dabey ist es ergangen, wie es im Sprichwort heißt: Wenn man einen Knüttel unter eine Heerde wirft, so schreyen die, welche getroffen sind. Die Getroffenen und ihre Freunde verklagten den armen Boten, und wollten ihm sogar das Brod nehmen, indem sie ihm das Handwerk legen wollten. Da aber das nicht gelang, so bombardirten sie ihn mit kleinen und großen Briefen voll ungerechter Vorwürfe und Drohungen, über welche der Stelzfuß aber nur lachte und die Schreiben samt und sonders in die Papiermühle schickte. Doch über den ihm gemachten Vorwurf, als habe er den ganzen Schullehrerstand lächerlich machen wollen, hat er sich zu

rechtfertigen. Mit nichten! Er wollte nur den Dünkel und die Anmaßung Einzelner an den Pranger stellen, und das wird er noch ferner thun, mag er sie finden, in welchem Stande es sey. Der Bote ehrt und achtet den Schulmeisterberuf und hält ihn, wie ein großer Mann davon sagt, für den allernützlichsten und besten, auch würde er ihn gern, wenn derselbe gleich mühsam und undankbar ist, gegen den Seinigen vertauschen, wenn nicht sein Stelzbein ihn daran hinderte; aber daneben glaubt er denn gleichfalls, daß das Amt nicht den Mann, sondern der Mann das Amt ziert. Ein fleißiger und frommer Schulmeister, sagt jener Mann, der Kinder fleißig erzieht und lehrt, den kann man nimmer genug lohnen, und mit keinem Gelde bezahlen. Denn ein Staat, der damit hinreichend versehen ist, braucht weniger Zucht- und Armenhäuser, und so meynts auch der Bote.

3.

Zur Kenntniß des Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Seyd ihr alle wieder versammelt am warmen Ofen? So stopft eure Pfeiflein, damit ihr mir geduldiger zuhöret, wenn ich nun von der Naturgeschichte unsers Vaterlandes erzähle. Und zwar zuerst von den Menschen.

Sollte man meynen in einem an sich nicht größern Theil der Erde als der Canton Bern ist, kann es nur einerley Menschen geben, so versichert der Bote, daß er auf seinen vielen gelehrten Reisen gar mancherley Verschiedenheit angetroffen hat. Zwar marschiren sie alle auf zwey Beinen, sollte auch das eine hölzern seyn, und gleichen sich untereinander besser als eine Gans einem Canarienvogel. Aber der Oberländer ist schlanker, bringer, gleitiger; der Emmenthaler kürzer, dicker, stärker; und der Bauer um Bern herum ist ganz ein andrer als der im Seeland. So ist die Kleidertracht mächtig unterschieden, und die Oberhaslerinnen, die Emmenthalerinnen, die Guggisbergerinnen u. s. w. kleiden sich so ganz verschieden, daß man nicht glauben sollte, sie wohnten so nahe bey einander. — Obgleich der größere Theil des Cantons deutsch spricht, so ist doch auch dieses Deutsch verschieden, daß der Guggisberger kaum den Oberhasler verstehen würde. Die Oberländer, namentlich die Hasler, haben die feinste Aussprache, und kratzen z. B. nicht so rauh mit dem ch wie die Emmenthaler. Diese, wo die alte Sprache noch unverändert ist, sprechen hart, plump, rauh, und haben besonders im doppelten ll etwas Eigenes, das wie w lautet. Indessen — wenn nur jeder spricht wie es Landesgebrauch ist, und wie ihm der Schnabel gewachsen ist! Wenn sie nur nicht so gebildet und gelehrt thun wollen, und fremde Wörter einmischen, die sie nicht verstehen!

Es ließe sich über Charakter und Sitten auch manches sagen; das aber ist gefährlich! Hier nur so viel aus des Boten Beobachtung:

Der Oberländer ist gesprächig, witzig, scheut die Anstrengung. Der Emmenthaler ist trocken, verständig, grob, fleißig. Der Landgrichter ist herrschelig, stolz, arbeitsam, häbig. Der Seeländer mühselig, schmutzig, durstig. Der Bisthümler — noch nicht recht eingewöhnt. Alle aber durch die Bank weg, kreuzbraf, aller Ehren

werth und hiermit unbeschulten; was der Bote wohl zu bemerken bittet.

Wir kommen zu den Thieren. Da steht das Hornvieh billig voran, das den größten Theil von dem Reichthum unsers Landes ausmacht. Aber davon werden wir sprechen, wenn wir von den Gewerben und Hanthierung sprechen. Also wilde Thiere — her da! Der Wolf ist bey uns nur so ein Landstreicher, der von Ferne herkömmt. Einheimisch ist er wohl nur in den Aemtern des Leberberges, wo er aus dem benachbarten Frankreich Rekruten erhält; doch wissen wir von keinen großen Verheerungen. Uebrigens ist er ein scheues und flüchtiges Thier, dem nur der Hunger oder eine zahlreiche Kameradschaft Muth giebt.

Der Bär — Respekt vor dem ehrlichen Mutz! — Ist noch seltener, und eben auch immer aus der Fremde her. Er ist aber beherzter, flieht weniger schnell, wird er verwundet, so geht er aufrecht auf seinen Feind los, und erdrückt ihn wenn er ihn erwischt. Auf der Bärenjagd sollten darum immer zwey Jäger auf einem Stande, oder wenigstes nahe beysammen seyn. Uebrigens weis jedermann wie Wolf und Bär aussehen. — Weniger ist das der Fall bey dem Luchse, einem Raubthier, das sich nur im Gebirge findet. Seine Gestalt gleicht einer Katze sehr gut, nur hat er keinen langen sondern einen kurzen Schwanz. Sein Fell ist roth, mit vielen kleinen dunkleren Flecken gespritzt; im Winter mehr grau. Die Ohren stehen aufrecht, und haben an der Spitze Haarbüschel. Auch den Schnurbart hat er wie die Katze. Er kletert gut; und thut an Schafen, Ziegen, Gemsen, Hasen, u. dgl. viel Schaden. Sein Pelz, besonders im Winterhaar, wird gut bezahlt. — Vom Fuchs und Dachs ist wenig zu sagen, das der geneigte Leser nicht schon wüßte. „Aber ists wahr Rudi, giebt es zweyerley Dachse, Hunde-Dachse, und Säu-Dachse?“ Das ist so wenig richtig als daß es zweyerley Igel giebt. Es ist von beiden Thierarten nur eine Gattung vorhanden; dem einen schien es aber, er luegt dry wien e Hund! — dem andern: wien e Sau! —

Weniger bekannt ist die eigentliche wilde Katze, die von den Waldkatzen, oder verlaufenen Hauskatzen wohl zu unterscheiden sind. Sie sind ursprünglich wild geboren, größer als die Hauskatze, gelbgrau von Farbe, mit langen schwarzen Strichen gezeichnet. Doch vermischen sie sich auch mit den verlaufenen Hauskatzen, und daraus entstehn allerley Farben. — Sie zeichnen sich besonders durch den Schwanz aus, der bey der wilden Art in der Mitte am dicksten ist. — Sie sind in unserm Canton sehr selten, und schaden meist nur dem Wildprett. Aber ein gefährliches Schießen sind sie, weil sie, wenn sie bleßirt sind, vom Baume herab auf den Jäger springen.

Die Hirsche sind in unserm Lande selten mehr wild vorhanden, und dafür sollen die Bauern Gott und der gnädigen Obrigkeit danken, daß es nicht ist wie ehedem in Deutschland, wo ganze Herden von solchen Thieren dem Bauer seine Saaten verwüsteten, und er kaum mit der Peitsche sie wegjagen, aber bey Lebensstrafe keinen schießen durfte. Uebrigens giebt es zweyerley Hirsche. Der edle Hirsch oder Rothhirsch ist die größere, die Haut einfärbig, die Hörner rund, mit Zinken, fallen alle Jahre ab, und wachsen wieder und zwar größer als vorher, so daß man

an den Zinken die Jahre zählt. Der Dammhirsch ist kleiner und seine Haut ist gefleckt, die Hörner flächer, am Ende breit und schaufelförmig.

Hieher gehört auch das Rehe, ebenfalls selten, aber von vielen mit der Gemse verwechselt, welcher es aber in gar nichts als etwa in der Größe gleichet. Das Fell des Rehes ist grau; das Thier ist sehr leicht und flüchtig gebaut, von Gestalt einem kleinen Hirsch ähnlich, die Hörner haben auch Zinken, werden aber bey weitem im Verhältniß nie so groß als die des Hirschen.

Die Gemse, oder wie wir sagen das Gemschi, ist ein eigentliches vaterländisches Thier, wiewohl auch nur im Gebirg daheim, und nur im Oberland, nicht aber im flachen Lande, nicht einmal im Leberberg zu finden. Es gleicht dieses Thier einer Geiß, ist aber weniger gestreckt und etwas höher auf den Beinen. Die Hörner sind kurz, krumm, und der Haken nach dem Rücken gelehnt. Es ist also Irthum wenn man glaubt der Haken stehe vorwerts, und das Thier hänge sich damit an die Felsen. — Die Jagd in den hohen Gebirgen ist sehr gefährlich, und viele Jäger fallen zu Tode. Und doch ist die Gemsjagd bey manchen eine Sucht, von der sie nicht lassen können.

Das Wildschwein ist zum Glück für unsern Landbau auch selten, und wird auf Tod und Leben verfolget, sobald es sich sehen läßt. Uebrigens gleicht es einer schwarzen Haussau so gut, daß es weiter keiner Beschreibung bedarf.

Zweyerley Hasen giebts auch. Den rothen Landhasen, den jedermann kennt, und den weißen Berghasen. Dieser ist nur auf den Bergen, im Sommer grau, wird im Winter aber weiß, und hat viel weißeres und weicheres Fleisch als der Landhase.

Das Murmelthier, Murmeli, ist auch nur Bewohner der höchsten Gebirge, wo es in Höhlen unter der Erde lebt, und einen guten Theil des Jahres verschläft. Es ist nicht viel größer als eine Katze, niedrig auf den Füßen, gleicht schier einem Bären, hat aber das Gebiß von einem Nagethier z. B. Hase.

Uebrigens gedenkt der Bote von allen merkwürdigen Thieren nach und nach in besondern Artikeln eine weitläufigere Beschreibung zu liefern; und so klopft er hier seine Pfeife aus und nimmt Abschied.

(Wird fortgesetzt.)

4.

Eine wunderseltsame Historia von einem bezauberten Birnbaume.

Erster Gesang.

Wie der Meister Tobias seinen Birnbaum bezaubern ließ.

Es zeigt die alte Chronik an:
Vor Zeiten kommt ein Wundermann,
Mit mancher seltnen Kunst begabt
Späth in ein Dorf daher getrabt.
Er klopfet an; bald da, bald hier,
Und bittet um ein Nachtquartier.
Doch, ob wie reich die Bauern sind,
Und ob wie kalt auch weht der Wind,
Und ob wie dringend er auch bat,
Kein Mensch mit ihm Erbarmen hat.
Betrübt schleicht er zum Dorf hinaus!
Da scheint noch Licht. In kleinem Haus
Tobias bey dem Lämplein wacht,
Die Bibel liest mit Wohlbedacht.

Kaum klopft allhier der Fremdling an,
So heißts: „herein du Wandersmann!
„Und was ich hab' in Haus und Hei
„Dies all' zu deinen Diensten sey."
Er brachte Milch, und schwarzes Brod,
Und Birnen, die ein Baum ihm bot,
Der auf dem eng umzäunten Land
Nicht weit von seinem Hause stand.
Das schmeckt gar gut dem Wandersmann.
Er schickt sich drauf zum Schlafen an.
Und als er morgens früh erwacht
Steht schon Tobias auf der Wacht,
Und hat bereitet Trank und Speis,
Und einen Schnaps noch auf die Reis.
Des dankt der Mann ihm herzlich froh,
Und spricht beym Abschied nun also:
„Groß Geld und Gut das hab ich nicht,
„Doch ist zu danken meine Pflicht,
„Erbitte dir drum eine Gunst
„Von meiner großen Wunderkunst."
Da stand Tobias ganz erchlüpft;
Er hoch erstaunt sein Käplein lüpft,
Und spricht: „Herr! Ists Euch Ernst damit
„Ey so gewährt mir eine Bitt:
„Seht da den großen Birnbaum an;
„Viel hundert Birnen hängen dran,
„Und weil die Frucht ist gut und rar
„Der Baum auch trägt fast alle Jahr,
„So bringt er mir des Geldes viel.
„Doch mancher Dieb verderbt mein Spiel;
„Steigt auf den Baum bey dunkler Nacht,
„Und stiehlt die Birnen. Darum macht,
„Daß, wer also den Baum berührt,
„Daran auch fest gebannet wird,
„Und nicht davon wegkommen kann,
„Bis ich aufhebe selbst den Bann."
Nun, so gescheh' es, sprach der Gast,
Besprach den Baum dann Ast für Ast,
Drückt seinem Wirthe noch die Hand,
Und zog hinweg in ferne Land.

O Wunder! Gleich am andern Tag
Ertönt vom Baum her laute Klag,
Ein Nachbar hoch im Gipfel sitzt;
Er hatte Birnen wegstipitzt
Und angefüllt schon seinen Sack,
Und will hinab. Daß di der Drack!
Ihm wird es vor den Augen schwarz —
Der Baum halt fest wie Geigenharz!
Tobias kömmt, und sieht den Mann,
Hört lachend seinen Jammer an,
Bis er betheurend ihm verspricht:
Mein Lebtag stehl ich weiter nicht.
„So komm und bring die Birnen her,
„Und nimm die Angst zu guter Lehr."
Die Rede gieng aus weit und breit,
Der Baum drum blieb in Sicherheit.

Zweyter Gesang.

Wie Tobias einen andern gefährlichen Gast vexirt.

So lebt Tobias manches Jahr;
Der Birnbaum stets sein Brodkorb war.
Da klopfts einmal an seine Thür;
Man fragt: „wohnt nicht Tobias hier?
Ja freylich, ruft er, nur herein!
Doch welcher Schrecken! Klapperbein,
Der Tod in eigener Person
Steht da und spricht: du mußt davon!
Tobias in den Haaren kratzt,
Und viel vom schönen Leben schwatzt,
Und hält dem Tode bittlich an,
Ob er nicht länger leben kann?
Der aber spricht: „mach nit viel Wort.
„Du mußt nun einmal mit mir fort."
„Nun spricht Tobias, eine Bitt
„Versaget ihr mir doch wohl nit.
„Ihr seid ein feiner schlanker Herr,
„Und Fleisch und Fett macht euch nicht schwer,
„Drum bitt ich, thut die Liebe mir

„Holt dort vom Baum der Birnen vier,
„Auf daß ihr milder süßer Saft
„Zur langen Reise mir geb Kraft.“
Hm! denkt der Tod, kurioser Glust!
Hab sonst zum Klettern nicht viel Lust!
Indeß für dießmahl mag es seyn;
Der seltsam Mann ist doch nun mein.
So klettert er den Baum hinan,
Doch fängt er bald zu gränneu an
Als er, die Birnen in der Hand,
Da sitzt, fest an den Baum gebannt.
Ihm ruft Tobias lachend zu:
„So hat die Welt nun einmal Ruh
„Vor dir, du Mörder ohne Rast.
„Sitz tausend Jahr auf deinem Ast;
„Genagelt bist du auf den Fleck,
„Und ohne mich kannst du nicht weg.“
Nun wird dem Tode ernstlich bang.
Mein Treu, spricht er, mein Lebenlang
Ist mir so was noch nicht begegnet.
Doch was er sich auch kreuzt und segnet
So konnt er doch nicht von der Stell.
Des lacht der listige Gesell
Und ruft: „ihr seht, Herr, ihr verliert.
„Drum seyd gescheid. Kapitulirt!
„Laßt mich so lang noch auf der Welt,
„Bis es mir selbst zu gehn gefällt.“
Nun, spricht der Tod, so sey es drum!
Leb' meinthalb noch ein Sekulum.
Nur löse den verwünschten Bann,
Daß ich mich weiter schieben kann.
So kams denn auch. Tobias blieb,
So lang das Leben ihm war lieb.
Und als es endlich ihm verleidet
Dem Tod er ruft, und fröhlich scheidet.

5.

Helf was helfen kann!

Es giebt eine böse Krankheit, sie heißt das Podagra oder Zipperlein, steckt in den Füßen, martert mit großen Schmerzen, und macht, daß einer nicht marschieren kann. Nun ist einmal ein solcher Zipperleins-Krämer gefangen gesessen: dem hat der Meister mit einem hänfenen Strick um den Hals die Krankheit von Grund aus und auf immer kurirt. Aber dieses Mittel möchte wohl nur wenigen gefallen. — Ein General belagert eine Stadt, und liegt auch an dieser Krankheit in einem Bauernhause. Da kommt eine unverschämte Kanonenkugel aus der Stadt her durchs Dach geflogen, und der General springt auf und davon, und hat das auch geholfen. — Da liegt ein reicher Herr auch so im Bette, und wünscht, daß jemand ihm gesunde Füße machte. Und ein Spitzbube hat sich ins Haus geschlichen, und ihm das Messer an die Gurgel gesetzt, und gesagt: Blut oder Geld! Und die drey Wörtlein haben den Kranken sowohl kurirt, daß er auf der Stelle aus dem Bette gesprungen, und davon gelaufen ist. — Da hats nun der geneigte Leser zum auslesen.

6.

Fürio! Fürio!

Warnungen, Bestrafungen, gute Räthe u. d. gl.

Die vielen und zum Theil bedeutenden Feuersbrünste der jüngstvergangenen Zeit müssen jeden ehrlichen Mann, der seine Mitmenschen liebt, inniglich schmerzen um des großen Schadens willen, der seinen Mitmenschen dadurch verursacht wird. Neben dem eigentlichen Verlust, den die Abgebrannten erleiden an Haus, Geräth, Vieh, Schiff, Geschirr ꝛc. wie sehr wird eine abgebrannte Haushaltung zurückgesetzt in allem;

und drüberaus welche ungeheure Quantität Holz erfordert der Bau neuer Häuser; und was muß am Ende daraus erfolgen als der gänzliche Ruin der Waldungen, die ohnehin von den meisten Gemeinen, noch mehr von von den Partikularen schlecht besorgt werden.

Die Feuerordnung für den Canton Bern von 1819 ist sehr gut und vollständig; aber wie wird sie befolget, und gehandhabet? davon weiß der Bote, der gar in mancher Kuche sein Pfeifchen anzündet, manches zu erzählen. Und er thuts hier seinen Landsleuten zu Nutz und Frommen. Damit aber die Sache doch eine gelehrte Gattig bekomme, und dem geneigten Leser Respekt mache, so theile ichs in eigene Kapitel.

Erstes Kapitel.

1. Abschnitt. Von der Entstehung und Verhütung der Feuersbrünste.

A. Feuersbrünste entstehen a) durch Mordbrand, wie z. B. die Brunst in Walperswyl. Gottlob ist dieses die allerseltenste Ursache; und man muß nicht, wie viele Leute thun, bey einer Brunst so leichtfertig Verdacht auf andre Leute werfen. b) durch Feuer vom Himmel, Blitz. Das ist, auf den Dörfern, besonders im flachen Lande vorzüglich gefährlich, weil der Blitz gleich viele Dinge antrifft, die leicht brennen, Stroh, Heu ꝛc. Wo hohe Berge in der Nähe sind wie im Oberland, oder waldige Hügel wie im Emmenthal, da ist weniger Gefahr vom Blitz.

c) Durch Selbstentzündung: z. B. so wie ein Heustock, wenn er in Jäß (Gährung) kommt, sich selbst entzündet, so kann das Gleiche bey vielen andern Sachen geschehen, z. B. mit Chikore-Wurzeln, geröstet und warm eingepakt: Flachs und Werk, Feuerschwamm, naß in Ballen zusammengepakt: Krüsch, Lumpen ꝛc. und viele andre Dinge können unter gewissen Umständen sich selbst entzünden, und eine Feuersbrunst veranlassen.

d) Durch Unvorsichtigkeit mit Feuer; und das ist gewiß die allergemeinste Ursache von einer Brunst; und fast immer wo die Entstehung unbekannt ist, mag diese Unvorsichtigkeit zum Grund liegen. Davon liegt der Beweis schon in der Art, wie eure Häuser meist gebaut sind. Schon vor vielen Jahren sagte ein fremder Reisender: die Berner Bauern sind die größten Narren, „die ich auf meinen Reisen angetroffen habe. Da machen sie einen großen „Haufen Holz zusammen, mitten drin zünden sie Feuer an, und dann verwundern „sich die Narren noch, wenns brennt!“ Die Kuche mitten im Hause, von hinten und vorn Durchzug, daß die Flammen recht herum fahren, die Ställe und Bühnen oft neben dran oder oben drauf, und auf Feuerblatten, Oefen, Kemi keine Sorgfalt. Mit offenem Licht oder gebrochenen Laternen in die Ställe und Scheunen, Tabakrauchen bey Heu und Stroh; Kindern ohne weitere Obhuth das Haus ganze Tage überlassen: beym Spinnen mit dem Feuer spielen: brennendes Feuer verlassen: oder heimlich gegen vermeinte Hexen und Ungeheuer in den Ställen räuchern — seht der Bote weiß manches und könnte einen ganzen Kalender nur mit dem anfüllen, wenn er alles sagen wollte. — aber recht übel e) geht es, besonders da wo in Dörfern oft die mit Stroh oder Schindeln gedeckten Häuser so dicht an und

in einander gebaut sind, als sollte absolut das ganze Dorf mit einander verbrennen; und das ist gewiß eine von den unverzeihlichsten Unvorsichtigkeiten, die schon manchem Dorfe theuer zu stehen gekommen ist.

B. Von allen diesen Ursachen könnten viele verhütet werden, wenn die Leute nicht mit ihrem beyspiellosen Leichtsinn abermahl im Wege stünden. Es wäre aber doch unendlich besser Schaden verhüten, als Hülfe leisten. Die Hülfe kommt gar oft zu späte, ist meist nicht hinlänglich, kann nie allen Schaden ersetzen. Eine gute sorgfältig beobachtete Feuerpolizey ist besser als zehn Sprizen. Aber gerade darinn wird am meisten auf dem Lande gefehlt; und es ist hier den Vorgesetzten, Hausvätern, Polizeywächtern, Feuergschauern, Brandmeistern u. dgl. gar vieles vorzuwerfen, daß sie in der Beobachtung ihrer Pflichten so nachläßig sind, und die Feuerordnung nicht handhaben.

1. Bauet also erstlich eure Häuser feuerfester: so viel von Stein, so wenig von Holz als möglich: besonders aber die Küchenwände von Stein, die Feuerplatten, die Chemi. Bauchofen, Backöfen u. dgl. sollten absolut aus den Häusern weggeschafft und überall wo möglich in den Dörfern an schicklichen Orten eigene Waschhäuser errichtet werden. Decket eure Häuser mit Ziegel oder Schiefer, die auf alle Fälle mehr Sicherheit gewähren, nicht so leicht sich entzünden, das Feuer nicht mittheilen wie Strohdächer, auch nicht sobald zusammen stürzen wie diese. Bauet wo möglich weiter auseinander, so bleibt auf alle Fälle der Schade kleiner, als wenn halbe Dörfer brennen.

2. Die Verwahrung durch Blitzableiter ist zwar neuerlich in Mißkredit gekommen, indem zwey Beyspiele bekannt sind, wo Häuser vom Blitz angezündet wurden, obgleich sie mit Ableitern versehen waren. Der Bote will sich darüber mit einem Gelehrten zuerst besprechen, und dann erst seine Meinung mittheilen. Hier nur soviel: Hohe Bäume, z. B. die italischen Pappeln, die so schnell und stolz in die Höhe schießen, neben die vier Ecken eines Hauses gepflanzt, würden manchen Blitz auffangen! Bey Ziegeldach ist immer viel weniger zu fürchten als bey Stroh oder Schindeln! Ein Wetterableiter muß immer von Zeit zu Zeit durch einen Verständigen visitirt werden, denn wenn die Spitze rostet, so ist seine Kraft geschwächt. Auch der beßte Ableiter aber kann nicht in allen Fällen dienen, weil der Blitz oft weit davon gegen die Erde fällt, und dann über den Boden hin fährt, und das Haus von unten anzündet, wo der Ableiter auf dem Dache nicht wirken kann. Am Beßten ist immer, ihr steht bey jedem Gewitter gleich auf, thut Schlüssel an Kasten und Schäfte, haltet Geld, Geldeswerth und Schriften jeden Augenblick zum Austragen bereit, stellt die Knechte ums Haus herum auf die Schildwache, besonders bey den Viehställen, sorget daß immer hinlänglich Wasser und Geschirre bereit sey, den ersten Flammen begegnen zu können.

3. Die Brünste durch Selbstentzündung können meistens mit Vorsicht und Aufmerksamkeit wohl verhütet werden. Aber es giebt geitzige Landwirthe, die nicht gern ihren Heustock anbohren oder anschroten mögen, um ihn nicht zu verderben; deren Geitz denn aber übel bestraft wird, wenn der Heustock in Flammen geräth und Haus und Habe damit zugleich verbrennt.

Wir kommen nun zu den Feuersbrünsten aus Unvorsichtigkeit; und wie diese verhütet werden könnten, das will der Bote im künftigen Jahrgang sagen.

7.

Beschreibung der Stadt Burgdorf.

(Siehe gegenüber.)

Wollt' ich den geneigten Leser in die älteste Geschichte dieser Stadt führen, so kämen wir in die Zeiten, wo noch grausame Drachen und Lindwürmer in den Flühen wohnten. Wenigstens meynten es damahls die Leute. Alt ist wenigstens das Schloß in seinem Ursprung. Meynte doch einer: „das steit wohl scho syt der Erschaf„fung der Welt!" Und der andere sagte drauf: „Hoh! Du Gauch! No viel länger. Um das Schloß oder die Burg her wohnten die Dienstmannen der Grafen und Ritter, so entstand ein Dorf am Fuße des Felshügels, daher der Name Burgdorf. Das Dorf ward später zur eigentlichen Stadt; und auch hier war es Berchthold der V. von Zähringen, der die Mauern und Thürme baute, und die Stadt vollendete. Diese begriff aber im Anfang nur dasjenige, was auf dem schmalen Hügel zwischen Schloß und Kirche und auf der Mittagseite liegt. Die untere Stadt gegen Mitternacht hieß ehemals Holzbrunnen, und ward erst später mit derselben vereinigt, und eben so mit Mauern und Thürmen umgeben.

Von den Zähringern kam Burgdorf an die Grafen von Kyburg, und möchte man fast sagen es hätte damals Kyb-burg heißen sollen, sintemal diese Grafen gegen Bern in beständigem Kyb und Zank lebten; bis, nach mancher Fehde und Belagerung, Burgdorf im Jahr 1334 an Bern käuflich abgetreten wurde. Indes hatten sich die Grafen alle ihre übrigen Rechte vorbehalten! Nun aber war die eigentliche Kirche damals zu Oberburg, und die Stadt hatte nur zwey kleine Filial-Kirchen, so daß ihre Hauptkirche in den Händen der Kyburge war, während die Stadt an Bern gehörte. Daraus entstand nun in jener frommen alten Zeit, wo des Streitens und Schlagens so viel war, gar viel Unbequemes, und darum ward 1401 mit Egan von Kyburg ein Vertrag geschlossen, Kraft dessen die Stadt einen eignen Kirchensatz erhielt, und dann auch eine eigene stattliche Kirche baute, die aber erst 1490 ganz vollendet ward.

Noch muß ich, ehe ich in die nähere Beschreibung eintrete dem geneigten Leser einen Spaß aus jener alten Zeit erzählen. — Nicht lange nach dem Burgdorf an Bern kam, sollte die Stadt nächtlicher Weile von einem Haufen Volks, das vom Aargau herkam, nächtlich überfallen und geplündert werden. Schon waren sie nahe herbey, als die Burgdorfer Wind davon kriegten und zu den Waffen griffen. Und weils Ernst galt, standen auch Frauen und Töchter in die Glieder, weiß nicht ob mit Helparten oder Ofengabeln, und marsch zum Thor hinaus, die Feinde in die Flucht geschlagen, und bis auf Bikigen gejagt. Und zum Andenken an diese tapfere That werden jetzt die Hühner-Suppen gehalten, freundschaftliche Mahlzeiten verschiedener Stadtreviere, mit Fröhlichkeit und Tanz!

Die Stadt Burgdorf liegt da, wo die Hügelreihen des benachbarten Emmenthales

Stadt und Schloß Burgdorf.

in die Flächen des oberen Aargaues auslaufen. Diese Hügel bestehen aus einem gelblichen Sandstein, der im Osten der Stadt in vier pyramidenförmigen, mit Buchwald bekränzten Felsen vorsteht, und der nahe daran liegenden Stadt ein eigenthümliches Ansehn giebt. Ein merkwürdiger Steinbruch ist in diese Felsen hinein getrieben, und liefert gute Bausteine.

Eine böse Nachbarin hat die Stadt an der Emme, die mit ihrem unstäten Wasser und ihrem krummen Lauf, mit ihrem ungeheuren Reichthum an Grien und Mangel an gehörigem Absatz desselben, wohl nirgend schlimmer hauset als gerade hier, wo sie ins flache Land auslauft, und mit den kostbaren Schwellen und Dämmen oft gar unsäuberlich umgeht; so daß in frühern Zeiten die untere Stadt oft unter Wasser gerieth. Die Gemeine Burgdorf reicht nicht weit außer der Stadt herum, und die Grenzgemeinen Oberburg, Heimiswyl, Wynigen, Kirchberg, Krauchthal, und Hindelbank sind alle nahe an der Stadt. Sie mag 1300 Seelen zählen, wovon 600 Burger.

Die Stadt selbst ist seit den ältern Zeiten um nichts größer geworden. Sie liegt an keiner Hauptstraße, an keinem schiffbaren Flusse, steht großentheils auf sich selbst gewiesen auf der Seite, und ermangelt manches äußern Vortheils. — Das Schloß, dessen Gebäude in sehr verschiedenen Zeiten entstanden, steht in ritterlicher Erhabenheit auf einem steilen Fels am einen Ende der Stadt gegen Morgen. Auf und an dem Hügel, der von da gegen das westliche Ende bey der Kirche hinläuft, steht die alte Stadt, unten am Hügel gegen Norden die untere Stadt mit den Mühlen rc. Vier sehr alterthümliche Thore führen gegen Bern, das Emmenthal und das Aargau. Die Kirche steht hoch und erhaben, ist gothisch gebaut, hat im Chore schöne merkwürdige Kreuzgewölbe, und vor demselben einen meisterhaft gebauten und verzierten Lettner. Das Pfarrhaus daneben hat eine besonders schöne Lage. Einer Verjüngung erwartend steht der Spithal, eine uralte Stiftung, in der untern Stadt. Das Stadthaus, neu und stattlich gebaut, steht da wo ehedem die obere von der untern Stadt durch ein Thor getrennt war. Was Thun für das Oberland, das ist Burgdorf für das Emmenthal, der Hauptmarktplatz, besonders für die Leinwand der gewerbfleißigen Emmenthaler. Daher einige Jahrmärkte, und jeden Donstag ein lebhafter Wochenmarkt. Der Handel beschäftigt viele. — An Handwerkern findet sich, was der enge Raum verträgt. An Fabriken ist besonders zu bemerken, die Bleyweißfabrike im Lochbach, die Bierbrauerey in der Stadt, und die Fabrike von Guttuch mit sehenswerther Maschinerie. — Neben Korn- und Sägemühlen findet sich auch eine Leinwandbleiche. Auch die Landwirthschaft beschäftigt viele Hände, und das Land wird mit Umsicht und Kenntniß angebaut. Ein Theil der Allmend ist vertheilt, ein anderer wird noch zur Viehweide benutzt, und ist löblich mit einem ganzen Walde von Obstbäumen bepflanzt, so daß in manchen Jahren der Obstverkauf sehr bedeutend ist.

Große und merkwürdige öffentliche Anstalten wird niemand erwarten; doch ist des Löblichen genug. Eine burgerliche Knabenschule, eine burgerliche Mädchenschule, und eine Schule für die Hintersäßen arbeiten mit Erfolg an der Bildung der Nach-

welt; und die bekannte Burgdorf-Solennität ist ein Fest für die ganze Stadt, wo die Alten sich freuen mit der Jugend! Eine Bibliothek, von deren Unterhaltungs-Summe jährlich ein Theil besonders auf Jugend-Schriften verwendet wird, ist auch vorhanden.

Seit zwey Jahren dient Burgdorf auch zum Versammlungsort einer Anzahl Sänger und Sängerinnen der umliegenden Gemeinen, die hier ein anspruchloses aber fröhliches Gesangfest feyern.

Zwey Gesundbäder — das heißt Bäder für Gesunde und Kranke, das Sommerhaus, und das Lochbachbad, liegen nahe an der Stadt, und vermehren die Annehmlichkeiten derselben. Die Wege und Straßen um die Stadt bieten angenehme, wiewohl unkünstliche Spaziergänge dar.

Auf der Anhöhe vor der Stadt, wo ehedem das Hochgericht stand, ist ein neuer Spaziergang angelegt, der eine sehr schöne Aussicht darbietet, und zu der Hoffnung berechtigt, daß mehr und mehr auch hier das Schöne zum Guten sich gesellen werde.

Nachschrift.

Der Gevater Schulmeister hat mir diesen Bericht im höhern Ton abgefaßt, so daß ich mich fast gar nicht drauf verstehe. Er hat aber gemeint: für allerley Vögel brauchts allerley Futter! — So mags seyn.

8.

Fragen und Antworten!

1. Warum schicken so viele Aeltern ihre Kinder nicht in die Schule? Sie haben keine Kleider! — Aber sie laufen doch auf der Gassen herum und dem Bettel nach.

Sie müssen arbeiten! Aber es sind kleine Kinder darunter, die noch nichts verdienen können.

Sie gehen schon in die Unterweisung; — und sie können doch noch nicht lesen.

Sie sind zu groß! Zum lernen ist niemand zu groß!

Sie lernen zu Hause! Aber was? Aberglaube, Dummheit, Fluchen, Zanken vielleicht wohl, aber nicht was sie in der Schule lernen.

2. Warum gehen so viele nicht in die Kirche und zur Predigt?

Wir haben nicht Zeit und Weil! Aber ist der Sonntag nicht ein Ruhetag?

Wir wissen das alles längst was der Pfarrer sagt! — Kommt ihm nur einmal in die Kinderlehr und lasset euch fragen, dann wollen wir sehen!

Dem geh ich nicht mehr in seine Predigt! Er hat meinem Hans zu Ostern nicht erlaubt! — Aha! Darum!

Ich geh' ihm nicht mehr, seitdem er auf mich geprediget hat!

Hats dich getroffen, so sag Gottlob dafür, und thu darnach.

Er prediget nicht den rechten Glauben! Seit wenn ist der Schüler über seinen Meister?

3. Warum gehen so viele auf alle Märite?

Weil sie 5 Bz. lösen und 10 versaufen wollen.

Weil sie dann nicht zu arbeiten brauchen.

Weil man dort allerley Neues ver-

nimmt, und die Lügen franko oben drein erhält.

Weil dort Wein und Bratis, und der Bratisgeiger wartet.

Weil — so viele Leute nicht gescheid sind. —

9.

Machs auch so!

Es übersendeten einmal die Kaufleute von Berlin ihrem Könige eine Klagschrift, des Inhalts: daß die Juden mit ihrem Handel ihnen das Brod vor dem Maule wegnehmen! — Da schrieb der König eigenhändig darunter, wie folget: „weil die Kaufleute von Berlin sich beklagen, daß die „Juden ihnen das Brod vor dem Maule „wegnehmen, so ist unser Will und Meinung, daß die Kaufleute von Berlin den „Juden auch das Brod vor dem Maule „wegnehmen.“ Der geneigte Leser weiß nun schon, daß das der große Friedrich der zweyte war!

Einmal trat die Aare aus über ihre Ufer, und drohte den Bauern von Breitenau in ihre Aecker zu laufen. Da giengen aber diese hin, gruben einen Graben an dem Rande ihrer Aecker; machten mit der Erde einen Damm, und schirmten klüglich ihr Eigenthum. Aber die Besitzer jenseits der Aare thaten nicht also, darum trat das Wasser in ihre Felder. Sie aber traten klagend vor den Richter und sprachen: „siehe die Breitenauer haben einen „Damm gezogen um ihre Aecker, so tritt „nun das Wasser in die unsrigen!“ Da sprach der Richter: „so ist unser Wille „und Meinung, daß ihr hingehet und auch „einen Damm machet um eure Aecker.“

10.

Warum nicht gar!

Und eben zur selben Zeit an selbem Orte lebte ein gar kluger Mann! Der erzählte auch von dem hohen Wasserstande und sprach: „ja auf meine Ehre! Wäre das Wasser noch um zwey Zoll gestiegen, so wär es uns in's Fahrschiff gelaufen!“

11.

Frage.

Die Stadt Weimar in Deutschland hat das Unglück gehabt, ihr Schauspielhaus durch den Brand zu verlieren. Allerdings ein Unglück, wer wollte das läugnen? Aber zum Wiederaufbau desselben haben die kunstliebenden Einwohner bald wieder Rath zu schaffen gewußt. Innerhalb 24 Stunden ist die zum Wiederaufbau erforderliche Summe von 200,000 Thalern, ein artiges Sümmchen, durch freywillige Unterschrift, dem Großherzoge zu Liebe, zusammengebracht worden. Fürwahr ein rühmliches Beyspiel der Volksliebe gegen den Fürsten! Aber folgende Frage drängte sich dem Boten, als er dieses in der Zeitung las, unwillkührlich auf: „Wo ist eine Stadt, die eine solche „Summe in so kurzer Zeit, so mit einem „Herzen für ihre Schule zusammengebracht „hat?“ Eine Stadt, oder eine Gemeine die Aehnliches gethan hat, oder noch thun möchte, — an Veranlassung dazu fehlt es, auch ohne Brand, den Gott verhüte, nirgends, besonders da nicht, wo die Schulen noch den s. h. Schweinställen gleichen, — ver-

diente ein Ehrengedächtniß im — hinkenden Boten!

12.

Allerley Sonderbares.

Eben keine Raritäten, geneigter Leser; aber doch Dinge über die mancher erstaunen mag.

Was chost das Historibuch? es ist styf bunde; i wets mym Chind zum Gutjahr chrame! — Es kostet 10 Batzen! — Eh der saker! Darfür chönt i e Moß gute Wy suffe! I denk i lais blybe! —

Wer seid ihr guter Freund? — Heh! Nur der Schulmeister von hier! — Was? nur Schulmeister? Ja Herr! Denn an der letzten Gemeine war der Gemeind-Mauser mit mir zugleich aufgetreten, und hatten Erhöhung unsers Lohns begehrt. Da ward dem Mauser zwey Kronen mehr gesprochen; von mir aber hieß es: er kann zufrieden seyn, er ist ja doch nume der Schulmeister!

Und der Joggeli ißt seine Birenschnitz, und schmählt bey jeder Gabel voll: sie sind aller Welt nichts nutz! Und doch ißt er immer drauf los. — Der Joggeli ist ein Narr! Ja freylich! Aber du auch und noch viele andere; oder machet ihrs mit der Sünde nicht gerade so wie Joggeli mit den Schnitzen?

„Ich mußte heute meines Buben lachen? Er hatte eine Kohlmeise gefangen, und freute sich; aber da erblickt er einen schönen Gügger auf dem Baum, hurtig läßt er die Meise fliegen, und richtet dem Gügger, der aber auch davon flog. Da hab' ich den Buben ausgelacht!“ Schon gut! Aber wenn du dein Geld aus dem Beutel fliegen lassest, um einen unsichern Gewinn in der Lotterie damit zu fangen, bist du dann gescheider?

13.

Schreib- Druck- und Lesefehler.

NB. Kommt aus Deutschland.

In dem Inventarium eines Verstorbenen kamen vor: zwey nußbaumene Vorhänge, und zwey musselinene Bettstatten.

Ein schlechter Hausherr! (NB. sein Portrait.)

Im Testamente eines Juden liest man: Im Falle, was Gott verhüten wolle, ich in eine bessere Welt übergehn sollte. —

Gegenwärtige Abtrittsurkunde — liest man, anstatt Abtretungsurkunde.

Ein Kammermädchen, das nach Hause zum Besuch gegangen war, schrieb ihrer Herrschaft: ich, du, sie; zu wissen das ich, Maus, nas hir angelangt, mit ihrer erlaubniß gleich Caffi getrunken habe, und geschlafen habe bis 3 Uhr wo ich in gesegneten Umständen erwachet bin. Meine Mutter war Gottlob schon vorher gestorben nachdem ich geschlafen hatte, und wird sie wieder kommen am 51. ohne Fell als — ihre getreue Gans. (Das soll heissen Grete Ans.)

14.

Eh b'hüt is!

Im Morgenlande wird bekanntlich eine sehr handveste Gerechtigkeitspflege verübt; und für geringe Vergehen werden Ohren an die Thürpfosten angenagelt, oder Nasen abgeschnitten. — Als ich vor einem

Jahr zu Alexandria in Aegypten war, ward ein Oelhändler verklagt, er habe zu wenig Oel gegeben. Gleich ward die Sache untersucht, und, als sie sich erwahrete, dem Händler so viel Blut abgezapft als er Oel zu wenig gegeben hatte! — Man könnte das in unserm Lande bey den Wirthen in Ansehung des Weins anwenden! Sie würden gewiß nicht an Vollblütigkeit sterben! —

15.

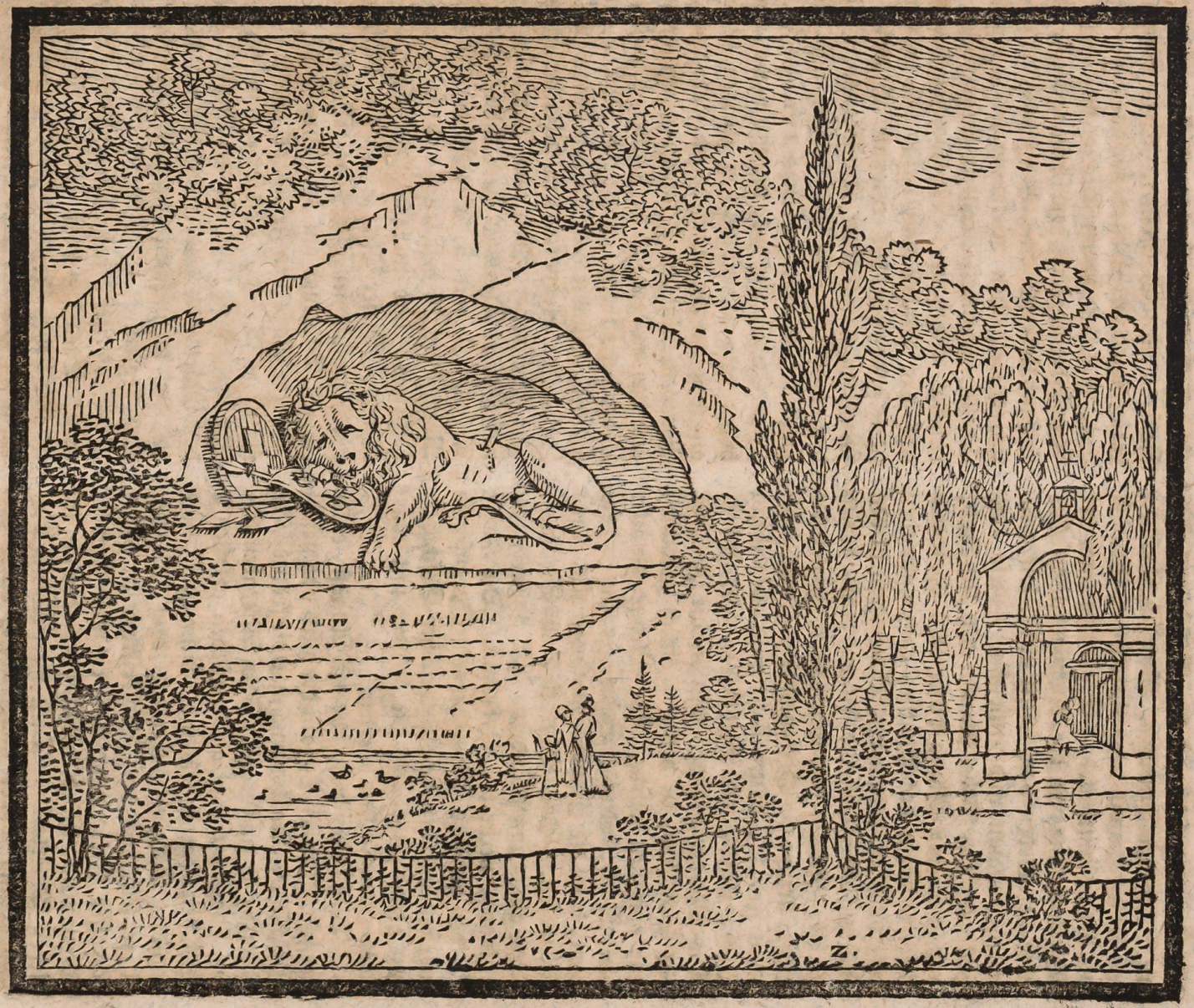
Denkmal bey Luzern, den am 10. August 1792 in Paris Gefallenen.

(Siehe gegenüber.)

Als Ludwig XVI. den Thron von Frankreich bestieg, fand er durch üble Haushaltung seiner Vorfahren eine große Schuldenlast und Noth. Troß drückender schweren Abgaben hatte man jährlich über 100 Millionen Pfund Geldes weniger, als zur Bestreitung der Zinse und Landesbedürfnisse vonnöthen seyn mochten. Adel und Geistlichkeit wollten vermöge ihrer Vorrechte daran nichts zahlen, und das erschöpfte Volk konnte nicht mehr. Der König, der es gut meynte, berief die sogenannte Nationalversammlung, daß hier ausgemacht werden sollte, wie man der Noth des Staates abhülfe. Auf dieser aber brach der Unwille und die Unzufriedenheit in einen Kampf aus, zu dem sich schon lange die Gemüther im Geheimen gerüstet hatten. Das Volk, von leidenschaftlichen Anstiftern aufgehezt, gebrauchte endlich Gewalt um seine Forderungen durchzusetzen. Da flohen erschrocken die, welche den König hätten schützen sollen, in die Fremde; viele zu den Königen anderer Länder, deren Hilfe sie anflehten. Und als die Könige sich bewaffneten und droheten, griffen auch die Franzosen zu den Waffen, und machten sogar Anschläge auf des Königs Leben, dem am Ende fast nichts mehr treu blieb als die Schweizergarde. Diese kräftigen Alpensöhne hiengen mit unverletzlicher Treue an dem Monarchen, und ihre schon oft erprobte Tapferkeit sollte sich neuerdings bewähren.

Die Mißvergnügten hatten den Untergang des Königs beschlossen, und eine Verschwörung angezettelt, die auf den 10. August 1792 losbrach. Schon seit Mitternacht heulten die Sturmglocken, donnerten die Kanonen, die ganze Stadt war erleuchtet, niemand wagte es sich dem Schlafe zu überlassen. Die Aufrührer hatten das Zeughaus erbrochen, 3000 Gewehre geraubt, und zogen mit Anbruch des Tages vor das Schloß des Königs, Tuillerien genannt. Zu ihnen gesellten sich mehr als hunderttausend aus dem gemeinen Pöbel, mit Stöcken und Picken bewaffnet. Nur 700 Schweizer hatte der König dieser rasenden Menge entgegenzusetzen, und hätte er sich ihnen ganz anvertraut, er würde vielleicht gerettet worden seyn, obschon jeder von ihnen nur 7 Patronen hatte. Der General der Empörer forderte, daß man sich ergebe und die Thore des Pallastes öffne. Es wurde abgeschlagen. Nun ließ er das Zeichen zum Angriff geben. Ein Trupp war kühn genug, sich der Treppe zu nähern um die Schildwache anzugreifen und nieder zu machen. Nun rückten die Schweizer im Sturmschritte heran, ihr Feuer tödete viele, andere flohen und verließen sogar ihre Kanonen, welche die Schweizer mit ihren Ladstöcken vernagelten, da sie solche aus Mangel an Munition nicht gebrauchen konnten. In kurzer Zeit hatten sie den ganzen Platz gereinigt. Indessen hatte der König

Denkmal bey Luzern.



das Feuern gehört und den Befehl ertheilt, die Schweizer abzurufen. Nur Zweyhunderten konnte man in dem schrecklichen Gewühl die Ordre mittheilen. Sie eilten nach der Versammlung, in der Ludwig sich befand, aber sie wurden von Miliz und Volk treulos übermannt und entwaffnet, viele auch getödet. Der Pöbel benutzte den Umstand, daß durch den Abzug dieser 200 Soldaten die eine Seite des Palastes ganz unvertheidigt blieb, und kam den Schweizern in den Rücken. Verzweifelnd fechtend zogen sie sich zurück. Achtzig von ihnen vertheidigten die große Treppe mit Heldenmuth gegen die zahllosen Feinde, keiner floh, und alle achtzig fielen, würdig der Helden bey St. Jakob. Die Mörder drangen nun in die Zimmer des Schlosses, in denen gräßlich gefochten und gemetzelt wurde. Die Menge erdrückte den Muth; wenige Schweizer nur entkamen, denn die Empörer mordeten alles, was sie trafen. Das Blut floß in Strömen. Nun gings ans Plündern. Alles wurde zerschlagen, verheert, verbrannt. Die Keller wurden geöffnet. Gruppen von Berauschten jubelten auf den Leichnamen der Erschlagenen sitzend, während die Kinder mit abgeschlagenen Köpfen spielten.

Dieß ist der berühmte 10. August, einer der schrecklichsten Tage in der alten und neuen Geschichte. An ihm trug man die französische Monarchie zu Grabe. Zum Andenken dieses Tages und der an demselben gefallenen Schweizergarden setzten die Schweizer einige hundert Schritte außerhalb dem Weggisthore seitwärts der Zürcherstraße in hoher schroffer Felsenwand das coloßale Löwen-Monument. Nichts ähnliches findet sich im lieben Vaterlande. Diese merkwürdige Unternehmung wurde hauptsächlich durch den Oberst Carl Pfyffer, in dessen Gute die Felsenwand lag, geleitet. Hohe Kantonsregierungen und Eidgenossen aus allen Ständen, ja selbst fremde Monarchen und viele Ausländer schenkten dem schönen Werke Beyfall und Unterstützung, welche nach der öffentlich mitgetheilten Rechnung auf ohngefähr 20,000 Schweizerfranken stieg. Der berühmte Bildhauer, Thorwaldsen, verfertigte das Modell und Lukas Ahorn führte nach demselben das coloßale Bild in 17 Monaten mit seltener Kunst aus. Er gab dem todten Gestein Empfindung und Wehmuth dem staunenden Beschauer. — In den letzten Zügen liegt er da der edle Löwe, durchbohrt vom verrätherischen giftigen Speer, auf zersplitterten Waffen, im Tode noch den Wappenschild des Königs, seines Herrn, und das eidsgenößische Zeichen bewahrend. Ueber der Grotte, in welcher der Löwe ausathmet, befindet sich an der Felswand die Inschrift: Helvetiorum fidei ac virtuti (der Schweizer Treu und Tapferkeit) und unter dem Denkmal liest man: Am 10. August, 2. und 3. September 1792, die Namen der 26 gefallenen und 16 geretteten Offiziers, und in lateinischer Sprache die Worte: Dieser That setzten die Mitbürger durch zusammengeschossene Beyträge ein ewiges Denkmal am 10. August 1821.

Am Fuße der Felswand glänzt ein anmuthiger Teich, umgeben von hübschen Baumparthien, und in der Nähe ist eine den Märtyrern geweihte Capelle gebaut — mit der lateinischen Inschrift: Friede den Unbesiegten.

Schweizer, gehe hin und thue desgleichen! Sieh, wer in heiliger Pflicht das irdische Leben verliert, gewinnt ein besseres dafür im Himmel wieder, im Himmel, der sich nie Feigen oder Verräthern öffnet.

16.

Ledig ist Lustig.

Lustig wyl mer ledig sy!
Wer weiß wie lang mirs blybe!
We mir de einisch gwybet sy
So werden üsi Wybleni
Ues d's Lache scho vertrybe.

Lustig wyl mer ledig sy!
s'Chunt schon e Zyt zum pflänne.
We d'einisch d's Chrütz am Buggel hest.
U wärist du der aller beßt,
So heißts: Las sy! Gang dänne!

Lustig wyl mer ledig sy!
Der Chrüzer ist no dyne.
Bald heißts: Ma! gieb der Seckel her!
Und hurtig ist er z'vollem leer,
U du chast mira — gryne!

Lustig wyl mer ledig sy!
Jetzt sy mer no alleini.
Bald briegge um di ume d'Chind
Ma, heißt es, „chum u wiegle g'schwind.“
Helf Gott du arme Heini!

17.

Kampf der Griechen.

Ihr seyd gewiß auch begierig, liebe Leser, etwas von dem Kampfe der Griechen und Türken, der wird Gott nun bald mit einer Erlösung der unglücklichen Griechen enden wird, zu vernehmen. Es wäre zu weitläufig, den ganzen Kampf von seinem Entstehen an euch zu schildern, aber einzelne Züge aus demselben, die aus den sichersten Nachrichten geschöpft sind, wollen wir euch mittheilen; und dieß um so lieber, da ja so viele von euch, zu Stadt und Land, so schön für dieselben gesteuert haben.

Ein glaubwürdiger Reisender erzählt, daß ein türkischer Beamter, um sein Gewehr zu probieren, auf einen griechischen Bauer anschlug und ihn verwundete: aber eben so kaltblütig seine Pfeife fortrauchte, als wenn er nach der Scheibe geschossen hätte.

Der grausame Ali, ein türkischer Statthalter, ließ einst drey junge ausgezeichnet schöne Kinder der Sulioten (dieß ist ein griechischer Stamm, vor allen durch Tapferkeit ausgezeichnet) hinrichten. Das Aelteste war ein 14 jähriger Knabe; seine Schwester war 11 Jahr alt und diese führte, als sie zum Richtplatze gieng, einen jüngern Bruder an der Hand: die Kleider hatte man ihnen abgerissen. Als sie auf dem gewöhnlichen Richtplatze angekommen waren, warf sich das Mädchen auf die Knier und hob die Hände empor. So sah sie den Kopf ihres jüngern Bruders hinrollen. Der ältere Bruder kämpfte gegen einen Bären, dem man ihn preisgegeben hatte. Aus ihrem Munde aber kam kein Laut als folgende Worte: „Vater der Barmherzigkeit, gnädiger Gott, Gott der Schwachen, heilige Himmelskönigin, habe Erbarmen mit meinen Brüdern. Jesus Christus nimm dich deiner armen Kinder an.“ Bey diesen Worten fiel ihr Kopf.

Seht, liebe Leser, so behandelte man unsere Mitchristen, und noch giebt es unbegreiflicherweise so verkehrte Leute, die uns überreden möchten, die Türken seyen gegen die Griechen gar milde gewesen und diese hätten kein besseres Schicksal verdient.

Es ist kein Zweifel, daß wenn die Türken einestheils nicht so feige im ernsten

Kampfe gewesen — nur gegen Wehrlose waren sie muthig — und anderntheils nicht so entsetzlich unwissend und dabey doch so hochmüthig, um von niemand sich belehren zu lassen: die Griechen wären gewiß verloren gewesen. Denn ihnen fehlte es an einem tüchtigen Oberanführer, es fehlte an erfahrnen Offizieren und geübten Soldaten; es fehlte an Geld und Kriegsbedürfnissen aller Art (die Griechen mußten im Anfang Kugeln das Stück gewöhnlich zu einem Neuthaler, die Feuersteine das Stück zu zwey und drey Batzen bezahlen), den Türken fehlte es hingegen weder an Geld noch an Kriegsbedürfnissen. Aber wie führten sie Krieg?

Einst machten z. B. die Einwohner der Insel Samos (die sogleich von Anfang an sich gegen die Türken erklärt hatten) eine Landung in Taglianos, einem kleinen Orte an der asiatischen Küste. Als sie das Dorf ausgeplündert hatten, pflanzten sie auf einem Hause eine Fahne auf und eilten fort, um an andern Orten Beute zu machen. Wie die Griechen vorausgesehen hatten, kehrten die Türken verstärkt wieder, aber die aufgepflanzte Fahne gebot Respekt; sie warteten vier Tage lang, ohne einen Angriff zu wagen. Endlich da sich niemand zeigte, mußten sie wohl den Plaz leer glauben. Doch um aller Vorsicht willen zwangen sie zuerst einige Juden mit Schlägen hineinzugehen und erst als diese ihnen die sichere Nachricht gebracht hatten, daß keine Griechen mehr vorhanden seyen, hielten die heldenmüthigen Türken ihren siegreichen Einzug und schickten die Fahne als Siegeszeichen nach Constantinopel.

Der Statthalter von Canea (auf der Insel Candia) fieng um 9 Uhr Morgens an, eine Kanone zu richten, um einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu geben. Um 3 Nachmittags schon ließ er durch Trompetenschall verkünden, daß er ein eben auf dem Meer befindliches kleines Schiff treffen werde. Mit fürchterlichem Knalle geht die Kanone los, trift — aber nicht das Schiff, sondern ein Haus mitten in der Stadt, schlägt das Dach durch, zerschmettert eine Thüre und einige alte Stühle, und verwundet einen alten Türken! Weil alles türkisches Eigenthum war, mußte der Statthalter allen Schaden ersetzen und den Verwundeten auf seine Kosten heilen lassen.

Wir können die Ungeschicklichkeit der türkischen Anführer oft fast nicht begreifen, aber man muß auch wissen, wie mancher in der Türkey zu hohen Stellen gelangt. So war einer ihrer Admirale (Oberanführer zur See) vorher Stallknecht gewesen; einen Barbier machte man zum General; an den französischen Hof wurde ein Holzhauer als Gesandter geschickt.

Man vergleiche hiemit die Geschicklichkeit und den Muth der Griechen, besonders der griechischen Seeleute. Welche Kühnheit zeigten nicht jene 22 Griechen, welche von einem christlichen Kriegsschiffe gefangen und den Türken ausgeliefert worden waren! Sie waren auf einem Schiffe im Hafen von Constantinopel angekommen, als die Türken an's Land eilten und nur drey Mann als Wache zurückließen: den Griechen hatte man, da nichts mehr zu befürchten schien, die Fesseln abgenommen und sie nur mit Stricken gebunden. Der Tod wartete den unglücklichen Gefangenen gewiß, da faßten sie einen kühnen Entschluß. Mit den Zähnen gelang es einem unter ihnen, ihrem Capitain die Stricke zu lösen,

der sogleich die andern befreyte. Jetzt ermordeten sie die 3 Türken und faßten den verzweiflungsvollen Entschluß, als Türken zu entfliehen, indem sie türkische Kleider anzogen; aber mitten unter türkischen Schiffen wie leicht war da nicht die Entdeckung und ein sicherer Tod ihnen dann gewiß. Doch ungehindert segelten sie ab; bey den Dardanellen — den türkischen Schlössern bey dem Engpasse, wo alle Schiffe anhalten müssen — wollte man sie anhalten; sie schrien auf türkisch: der Lauf reiße sie fort, sie haben der türkischen Flotte Befehle zu überbringen vom Sultan; glücklich entkamen sie. Da stoßen sie bald auf eine türkische Fregatte; alle steigen sogleich auf's Verdeck und flüchten sich unter die Kanonen der türkischen Festung von Tenedos, die Fregatte so wie der Commandant der Festung hielten sie jetzt ausgemacht für Türken; in der Nacht segelten sie ab und stiessen auf ein griechisches Schiff, dem sie sich zu erkennen gaben, und nach einer so gefahrvollen Fahrt langten sie von Constantinopel in 5 Tagen auf Ipsara an. — Gott sorget noch für Griechenland! Rufte der griechische Seebefehlshaber Miaulis aus, als er dieß vernahm, und wahrlich das müssen wir im ganzen Gange des griechischen Befreyungskrieges oft ausrufen.

Nun zwey Pröbchen von griechischer und türkischer Dankbarkeit:

Ein türkisches Fahrzeug war von einem Griechen aus Ipsara genommen worden. Der französische Consul von Smyrna, David, verwendete sich auf das Ansuchen des türkischen Statthalters für die Rückgabe desselben. Sogleich gab der Grieche seine Beute ohne Lösegeld zurück, zufrieden, wie er sagte, demjenigen seine Erkenntlichkeit bezeugen zu können, welcher so viele Tausende von Griechen gerettet habe.

Bey der Einnahme der Festung Napoli di Melvasia (auf Morea) hatte ein griechischer Papas (ein Priester, die bey den Griechen heyrathen dürfen, aber dadurch von den höhern geistlichen Würden ausgeschlossen werden) einen jungen Türken von 12 Jahren gerettet, ihn wie sein eigenes Kind behandelt und mit den seinigen erzogen, denn er hofte ihn zur christlichen Religion zu bekehren. Nach mehrern Monaten geht der Papas einmal früh in die Messe; bey seiner Zurückkunft sieht er ein schreckliches Schauspiel: seine Frau und seine zwey Kinder schwimmen ihm Blute, und der junge Türke, noch mit dem blutigen Messer in der Hand, gesteht im kaltblütig: „Ich weiß wohl, daß ich jetzt auch sterben muß; aber mindestens habe ich doch noch vorher einige Christenhunde getödet.“

Auf der schönen fruchtbaren Insel Chios lebten im Anfang des Jahres 1822 gegen 100,000 Menschen; im Heumonat desselben Jahres lebten noch 900 auf der Insel; 30,000 waren als Sklaven verkauft worden, die übrigen auf die gräßlichste Art ermordet, nur sehr wenige entkamen dem Blutbade der Unmenschen. — Schon vor drey Jahren rechnete man, daß über fünfmalhunderttausend Griechen umgekommen seyen, von denen nicht zehntausend im offenen Kampfe fielen, die übrigen wurden alle wehrlos von ihren Henkern gemordet.

Gefällt es Euch nun, liebe Leser, noch mehr von diesem Kampfe zu hören, so werden wir auch im künftigen Jahre fortfahren, Euch nach den besten Nachrichten eini-

ge Begebenheiten und Züge aus demselben zu erzählen.

18.

Griffe in den Bettelsack.

Der Almosengeber. Ich weiß zwar wohl, daß die Bettler meist unnützes Gesindel sind, die lieber müßig herumspazieren als arbeiten; lieber ihr Brodt betteln als verdienen mögen. Aber — was würden die Leute von mir sagen, wenn ich einen Bettler von der Thür wiese? Ich gebe ihm eine Kleinigkeit, so bin ich seiner los! Und — habe einen Gottslohn verdient!

Der Bettler. Ich könnte zwar arbeiten so gut als andere! Aber da wär ich ein Narr, wenn ichs thäte, so lang es mir gelingt zu essen ohne zu arbeiten. Ich arbeite nicht, säe nicht, pflanze nicht, sammle keine Vorräthe — und esse doch! Ich spinne nicht, ich nähe nicht, und bin doch bekleidet. Wäre ich nicht ein Narr, wenn ich arbeitete?

Der Vorgesetzte. Hm! Bettler abschaffen — heh warum? So lange unsre Armen ihr Brod heischen und im Bettel gewinnen, brauchen wirs ihnen nicht zu geben. Je mehr sie betteln, desto weniger brauchen wir sie zu besteuern. Und die Herren, die reisen, und die Fremden, die in den Kutschen fahren, können wohl etwas geben!

* * *

Die Bettlerin. I bitten ech um en-es Almuse, der Gottswille!

Der Geber. Woher chömet ihr, armi Frau?

Bettlerinn. Vo X, aber d'Gmein stürt mir nüt; i ha sieben Chind daheim, und e chrankne Ma, u nüt z'esse ke Bitz u ke Brosme.

Ein Bauer. Frau du lügst! Du hest nume-n-eis Chind, das vertischgeltet d'Gmein; dy Ma ist vor drü Jahre scho gstorben, u du versufst im Bränz was de z'säme bettlist!

* * *

Vor etwa 30 Jahren sprach eine Frau unter Thränen und Wehklagen den Geistlichen ihres Quartiers (es war in Bern selbst) um Steuer für ihren kranken Mann an, und erhielt sie. Der würdige Mann wollte noch mehr thun, und gieng den nämlichen Tag noch selbst hin. Aber er fand Gesang und Jubel statt Wehklage! Er pocht, und man ruft ihm zu: „Nume n-yne, we du ne Sufbruder bist!“ Er öfnet die Thüre, und — der Kranke sitzt hinterm Tisch bey Wein, Braten und Backwerk, gesund und fröhlich.

Einem andern Stadtgeistlichen erzählt seine vom Markt heimkommende Köchinn: „Die Frau, die Euch heute morgen so dringend und nöthig um Steuer bat, muß doch so arm nicht seyn. Ich sollte, wie sie wissen, für die erwarteten Gäste einen Kapaun kaufen, fand ihn aber zu theuer. Die nämliche Frau aber hat ihn für sich gekauft, theurer als ich ihn für Euch kaufen durfte.

Im Herbste 1824 hat ein reisender Handwerkspursche bey der Papiermühle etliche und zwanzig Hemder versteigert, die er alle zusammengebettelt hatte. Er selbst trug freylich keines auf dem Leibe.

19.

Es geht nichts über Weiberlist.

Was List! Sag du gerade Schalkheit, die in den Weibern steckt, wie die Schaben im alten Tuch. Meinetwegen! Die Sach ist die: daß wenn die Weiber gerne ihre Männer plagen möchten, sie das gar fein anzustellen wissen. Zum Exempel mit den Gelüsten, denen sie in gewissen Umständen unterworfen sind, und dann meynen, es müße so seyn, wie sie wollen. Und die armen Tröpfe die Männer meynen dann, sie dürfen nicht nein sagen! Da kommt einer Frau Doktorinn in einer berühmten Stadt in Sinn, sie möchte ihrem Manne zwey Dutzend rohe Eyer ins Gesicht schmeißen; und der Herr Doktor hat sichs gefallen lassen! Oheie! — Eine andere, ich will nicht sagen wer und wo, kommt in die Schal, sieht da einen Mezger mit einem Kahlkopf, und auf der Stelle kommt ihr der Gelust, dem alten Mann ein Kalberkrös um seinen kahlen Kopf zu schlagen. — Ey du — —! Aber wie gemeldt, sie wissen immer ihre Schalkheit listig genug zu verkleiden.

20.

Auf welche Weise mancher sein Glück macht.

'S ist eine kurzweilige Gabe, wenn einer so flink ne Vers macht, als der Hahn kräht. Manchmal lachen die Leute, und manchmal kommts noch besser. Da war ne-mahl ein Leutnant, der macht auch so Verse, mir nichts dir nichts. Den ruft einst sein Fürst bey einer großen Musterung hervor, und sagt ihm: er soll flugs einen Reim machen. Der besinnt sich nicht lang, und sagt:

Gott sprach in seinem Zorn:
Der Leutnant Wiedekorn
Der soll allhier auf Erden,
Nie mehr als Leutnant werden.

Das ist nicht wahr, sagt der Fürst, denn von jetzt an ist er Hauptmann! — Flugs fährt der also fort:

Der Zorn hat sich gewandt;
Hauptmann werd' ich genannt,
Hätt' ich nun Equipage,
So hät ich mehr Courage.

Nun die soll er auch haben, aber nun ists genug! sagte der Fürst.

Merk Leser: Equipage (sprich Eggipasche) heißt man alles was ein Offizier braucht, um sich auszustaffiren, vom Hut bis auf die Sporen an den Stiefeln; und das kostet manchmal verdammt viel Geld, wie mancher wohl weiß.

21.

Höflich und unhöflich.

Unter König Ludwig dem XIV. in Frankreich diente der Feldmarschall Catinat, und lebte im Alter auf einem Gute, drey Stunden von Paris. — Da kommt einmal ein junger Herr von Paris mit seinen Hunden, jagt ungefragt auf des Hr. Marschalls Gütern; und als dieser ihm unbekannt begegnet, spricht er, mit dem Hut auf dem Kopfe, zu ihm: „Heh da! guter „Freund! wem gehört denn dies Gut da „eigentlich? Ich habe freylich keine Erlaub„niß da zu jagen, aber ich habe mir sie

„selber genommen.“ Der Marschall hatte den Hut abgezogen, hörte ruhig zu, und spazierte weiter. — Da lachten die umstehenden Bauern! „Was lacht ihr?“ — fährt der junge Bengel sie an. „Heh! sagen die Bauern, wir lachen über eure Grobheit, womit ihr unserm guten Herrn begegnet seyd. Hätt' er nur ein Wort gesagt, wir wollten euch gedroschen haben, daß es eine Art hätte!“

Der junge Herr erschrikt, eilt dem Marschall nach, bittet um Verzeihung und versichert, er habe den Herrn gewiß nicht gekannt. Der Marschall antwortet: „Man „braucht die Leute eben nicht zu kennen, „um ihnen den Hut abzuziehn und höflich „zu seyn. Doch lassen wir das! Kommen „Sie mit mir zum Abendessen.“

22.

Das war kurzweilig.

Man weiß, daß man ehedem Faßnacht-Hühner, Martins-Gänse und dergleichen als Abgabe entrichten mußte. Aber lächerlich kams mir vor, als ich las, daß in Deutschland ehedem ein Gut seinem Lehnsherrn jährlich auf Martini einen Zaunkönig liefern mußte. Das ist das kleinste Vögelein bey uns, Küngeli, Hagschlüferli genannt.

Noch kurzweiliger: Ein Gutsbesitzer mußte alle Jahre an einem bestimmten Tage vor der Frau des Lehnsherren ein ländliches Liedlein singen! Das waren kurzweilige Abgaben! — Wäre ich der Lehnsherr über unsern Canton, so müßte mir der Hans alle Jahr am 31. Dezember eine Maß Wasser trinken; Benz am ersten Jenner alle Wirthshäuser meiden; Niggi seiner Frau alle Sonntage ein Müntschi geben; Elsi am Neujahr, grad vor der Predigt, im Dorfbrunnen das Gesicht waschen; Kätti am kürzesten Tag die ganze Nacht mit einem Holzdoggel im Arm neben dem Halseisen kurzweilen u. s. w. — Das wäre auch kurzweilig!

23.

Der mag mich.

In Dänenmark (so sagt man, nicht Tannenmarg) lebt ein Mann, vielleicht ist er aber jetzt gestorben, der ist noch viel stärker als der Bote. Denn er hat einen Ochsen der 700 Pfund, d. i. sieben Centner, wiegt, auf die Schultern genommen, und ist damit vor allen Leuten auf dem Königs-Platz herumspaziert, als trüg er nur ein Gitzi. — Der mag mich, und manchen andern, — versteht sich Menschen — nicht Ochsen!

24.

Seltene Reue.

Ein Huthändler in England erhielt unlängst einen Brief, und wußte nicht von wem. Darinn war nun aber eine Summe Geldes, nämlich achtzehn Pfund Sterling (oder etwa so viel Duplonen) um wie viel ihn der Schreiber des Briefes vor zehn Jahren betrogen habe. Auch waren dabey genau die Zinse von jener Summe für alle zehn Jahre, und sogar das Geld, um einen Artickel in die Zeitung einrücken zu lassen, daß er das Geld empfangen habe.

Ich bin zwar von meiner Großmutter

her kein Freund von neuen Moden; möcht's aber wohl leiden, wenn alle Schelmen und Betrieger diese Mode nachmachten.

25.

A B C.

Kennt der Leser den Herrn Mezeray? Ich nicht! Aber ein kurioser Herr ist er doch! Da begegnet ihm einer im herben Winter, und fragt: Wie gehts euch bey der Kälte? O! sagt er, ich bin schon beym L. Was ist das, denkt der andere; und da findet es sich, daß der Herr Mezeray an einem Lehnseßel zwölf Paar Strümpfe hangen hat; und diese nach dem A B C bezeichnet. Und am Morgen guckt der Herr nach dem Thermometer, (das ist so ein Wetterglas das Kälte und Wärme anzeigt) und je nachdem es nun ist, zieht er mehr oder weniger Strümpfe an! — Laßt mir das einen gescheiden Herrn seyn.

26.

Das war gut!

Der berühmte englische Dichter Eduard Young hat in seiner Jugend einen Streich gemacht, der war recht englisch. Er war damals schon Doktor der Gottesgelehrtheit, und fuhr mit mehrern Frauenzimmern in einem Schiff auf der Themse, und blies zu ihrer Kurzweil auf der Flöte. Ein Schiff mit Offizieren hohlte sie ein, und Young, der sehr bescheiden war, steckte seine Flöte ein. Ein Offizier fragte: warum stecken Sie jetzt die Flöte ein? Weil's mir so beliebt! „Den Augenblick die Flöte heraus, und fortgespielt, oder ich schmeiße Sie in die Themse!“ Oho! denkt Young — der ist grob; so will ich feiner seyn, und den Frauenzimmern keinen Schrecken machen. Er hohlte seine Flöte wieder heraus, und spielte fort, bis sie am Lande waren. — Am Abend aber sah Young den Offizier allein spazieren, nähert sich ihm und sagt ganz ernst und kalt: „Mein Herr! „Ich habe keineswegs aus Furcht vor Ihnen, vorhin Ihrem ungezogenen Begehren „Folge geleistet, sondern nur um ihre und „meine Gesellschaft nicht zu stöhren. Damit sie aber sehen, daß ein Schwarzrock „das Herz eben so gut am rechten Fleck „haben kann als ein Rothrock, so erwarte „ich sie Morgen an einem gewissen Orte, „und zwar allein, weil die Sache uns allein „angeht. Uebrigens bringen Sie nur den „Degen mit.“ Der Offizier ließ sich das gefallen, und meynte wohl mit dem Pfäflein fertig zu werden.

Am andern Morgen waren sie beyde an Ort und Stelle, der Offizier hatte Posto gefaßt, da zog Young eine gewaltige Pistole hervor, und hielt sie dem Herrn gerade vor die Nase. „Was, schrie dieser, wollen „Sie mich wie ein Meuchelmörder umbrin„gen?“ — Nein, sagte Young, aber den Augenblick sollen Sie ihren Degen einstecken, und ein Menuet tanzen, oder sie sind des Todes! — Man denke, was der Offizier für Gesichter schnitt, als er, statt gegenüber eines hübschen Mädchengesichtes, da gegenüber einer Pistolenmündung tanzen mußte. Aber es hieß: Vogel friß oder stirb! und er tanzte. — „Nun, sagte Young, „sind wir fertig mit einander. Sie haben „mich gestern gezwungen wieder meinen „Willen zu spielen, und ich habe Sie heut

„gezwungen wider Ihren Willen zu tan„zen. Oder verlangen Sie eine andre Ge„nugthuung?“

Der Offizier erkannte seine begangene Unverschämtheit, umarmte Young, und blieb lebenslang sein guter Freund. Und darum sag ich: Das war gut!

27.

Ein Leichtgläubiger glaubt alles.

Zwar ist unser Volk nicht mehr so ganz des Glaubens: was irgendwo gedruckt ist das ist wahr! Sondern viele denken, das Papier ist gedultig! Es trägt alles, sogar den hinkenden Boten von Bern. — Dennoch aber meynen manche, wenn sie etwas in einer alten Chronick lesen, so könne das nicht fehlen; gerade als wäre das Lügen erst seit 1700 erfunden worden, oder als hätten die Alten sich nicht auch irren können! Diesen zur Belehrung erzählt der Bote hier einige Stücklein, daran sie ihren Glauben oder Unglauben prüfen mögen. Dieser Artickel aber ist besonders für Ehefrauen merkwürdig, nämlich:

1. Hermentrude, Ehefrau des Grafen Isenburg von Altdorf, hat auf einmal zwölf Kinder gebohren!

2. Margaretha, Ehefrau des Grafen Wiebaslas, hat auf einmal sechs und dreyßig Kinder gebohren! — Dem Leser vergeht schon der Glaube, das wettet der Bote. Aber was gilts, der Leser weiß nicht, wie hoch das noch steigt! Das aber weiß der Bote, und sagt's ohne Trinkgeld! Nämlich:

3. Nicht nur soll eine Frau (ebenfalls eine Gräfinn) in Holland dreyhundert fünf und sechszig Kinder auf einmal gebohren haben — sondern

4. Geschrieben und gedruckt steht von (Aventino Annal. libro VII.) daß abermal eine Gräfinn unter der Regierung Friedrichs des Zweyten (aber nicht des Königs in Preussen) fünfzehnhundert Kinder zugleich gebohren habe, die vom Bischof von Utrecht getauft wurden!

Eh das glaubt e kei — Hinkender Bote!

28.

Der verderbliche Besen.

Kaiser Maximilian der Erste belagerte die starke Festung Kufstein im Tyrol. In derselben kommandirte ein wackerer Kriegsgeselle, Hans Pienzenauer. Diesem war schon Anfangs des Kriegs die Festung vom Kaiser selber anvertraut worden, er hatte sie aber untreu den Feinden übergeben, und war wieder Commandant geworden. Maximilian ließ die Mauern tapfer beschießen, aber Hans trieb seinen Spott damit, und ließ die Mauern spöttisch mit Besen abwischen, wenn der Kaiser sie den Tag über aus sieben Stückschanzen beschossen hatte. Darüber ergrimmte der Kaiser, und sprach: „Aus diesem Besen soll ein Beil werden!“ Er ließ nun stärkeres Geschütz herbeyführen, und handthierte damit so gewaltig, daß nach sechszehn Tagen der Muthwille dem Hans vergieng, und er anfieng um Gnade zu bitten. Aber es war zu spät. Er mußte mit seinen Leuten sich unbedingt übergeben, und ward darauf nebst vier und zwanzig andern enthauptet!

Merk dir: Verrath und Untreue sind immer schändlich. Untreue schlägt ihren eigenen Herren! Und — Spotten thut nicht immer gut.

29.

Was nicht alles geschrieben und gedruckt wird.

In einer alten Chronick, genannt der schwedische Lorbeerkranz, im dritten Buch, am 161 Blatt, steht zu lesen wie folget: In der Neustadt Magdeburg hat eines Corporals Weib ein Kind gebähren sollen, ist aber darüber gestorben. Als man nachher das Kindlein herausschnitt, siehe da fand sich ein Knäblein wunderbarer Größe, wie ein dreyjähriges Kind, das auf dem Haupte eine Harnischkappe, am Leibe Waffen und an den Beinen Stiefeln gehabt, alles von subtiler Haut, daß man es gar füglich abziehen können. Ueber dem Leibe hieng gleichsam eine Patrontasche, die war inwendig rauch wie ein Kühmagen, und waren darinn runde Knoten wie Flintenkugeln. — Schade nur, daß das Knäblein nicht noch ein Pferd zum reiten mitgebracht hat. — Item gedruckt ist die Historie, und also wird sie wohl auch wahr seyn — wer's glauben mag.

30.

Der große Herr.

Mit stattlichem Gefolge ritt einmal ein deutscher Graf auf die Jagd. Da erhub sich ein schreckliches Gewitter, und der Blitz schlug nicht weit von dem Grafen in einen Baum, so daß sein Pferd vor Schreck unter ihm zusammenstürzte. Da sprangen seine Diener herbey, hoben ihn auf, und sprachen: „Wie stehts gnädiger Herr? Haben der gnädige Herr Schaden gelitten?“ — Er aber sprach: „Was gnädiger Herr hier, und gnädiger Herr da! Dort oben ist der rechte Herr, ich aber bin ein armer Mensch wie einer.“

31.

Das Gespenst.

Hört eine schreckliche Geschicht,
Die ich aus alter Zeit bericht';
Und wer sie glauben will der kann.
Noch besser: spiegelt euch daran;
In einer Stadt im deutschen Land
Ein Mägdlein stolz am Spiegel stand;
Und schmückt und putzt auf manche Weis,
Ihr Angesicht mit allem Fleiß,
Sie bildet sich viel Schönheit ein:
„Mein Auge glänzt wie Sternenschein,
„Mein Mund ist roth, und wohl formirt
„Mit elfenbeinern Zähn geziert;
„Und meiner Wangen Roth ich schau
„Schön wie die Ros im Morgenthau.
„Doch weil mein eigen Haar zu schlecht,
„So nehm ich fremden Haars Geflecht,
„Und will mit einer Kunstperücken
„Mich auf das allerbeßte schmücken.“
So spricht sie. Doch da blickt — o Graus!
Ein Ung'heur aus dem Spiegel raus.
Sie blickt zurück, sieht nach der Thür,
Da steht das G'spenst grad hinter ihr,
Sieht ihr gar gräulich in's Gesicht,
Dräut mit der Faust ihr, dann, und spricht:
„Gieb, Diebinn, mir mein Haar zurück!
„Es bringt dir weder Heil noch Glück.
„Das Haar war mein. Ich war bekannt
„Wie schön ich war im ganzen Land.
„Da setzt der Teufel fast mir zu:
„Ich ward so eitel grad wie du.

„Ich zog so stolz und frech herein
„Als wie ein Pfau im Sonnenschein.
„Da hat mein Hochmuth und mein Pracht
„Mich gar in schweren Fall gebracht.
„Ich war ein gar verbuhltes Weib;
„Der Sünde gab ich meinen Leib.
„Bis endlich mich das Urtheil traf,
„Der Henker mir zu rechter Straf
„Das lange Haar vom Kopfe schnitt.
„Er hats verkauft! Du schmückst dich mit.
„Drum gieb mir jetzt mein Haar zurück.
„Es bringt nicht Segen dir noch Glück."
So sprach der Geist. Das Mägdlein stolz
Stand unbeweglich wie ein Holz.
Sie zittert! Ihr vergeht der Sinn;
Sie sinkt in Ohnmacht gar dahin,
Und lag dann krank ein lange Zeit.
Bereute fast ihr Eitelkeit,
Und starb zuletzt in bittrer Reu.
Ich hoff doch, daß sie selig sey.

* * *

Dies Mährlein hab ich nicht erdacht,
Nur Euch zu lieb in Reime bracht,
Daß nicht durch fremde Haar-Perücken
Der böse Geist euch mög berücken.
Die meisten zwar in unsern Tagen
Jetzt seidene Perücken tragen.

32.

Warnungen.

Thu deine Augen auf! Nimm nichts auf Glauben an,
Prüf alles eh' du glaubst; und trau nicht jedermann.
Getreu ist dir dein Hund; falsch steht die Katz daneben;
Und wahrlich eben so, geht es im Menschenleben.
Flieh' die Schmeichler!
Sie sind Heuchler,
Führen dich nur hinters Licht.
Ein wahrer Freund,
Der's redlich meynt,
Sagt dir die Wahrheit ins Gesicht.

33.

Eidgenößisches Uebungslager in Thun. 1826.

Die Militair-Verfassung eines Landes ist einer der wichtigsten Zweige seiner öffentlichen Einrichtungen, weil von der Beschaffenheit derselben mehr oder weniger die Kraft oder die Stärke eines Staates abhängt und auf ihr die Erhaltung seiner innern und äußern Sicherheit beruht. Auf die Festigkeit der Verfassung des Landes, auf den Wohlstand seiner Bewohner, ja auf den National-Charakter hat sie ebenfalls den größten Einfluß. Ein wohlgeregeltes Kriegswesen pflanzt Ordnung, Mäßigkeit, Ausdauer, Gehorsam gegen Vorgesetzte und manche andere Bürgertugenden. Es stärkt durch zweckmäßige Uebungen nicht nur die Kraft des Körpers, sondern auch des Gemüths und des Charakters. So wie aber ein Schwacher dem Starken gegenüber feig wird, so ist es auch mit ganzen Völkern. Eine wehrlose Nation verfällt zuverläßig in Weichlichkeit und Furchtsamkeit, und wo der Wehrstand nur in einer bezahlten Söldnerschaar besteht, da versinkt das Volk in Schwachheit und Kraftlosigkeit. Wehrlos und ehrlos dachten sich unsere Väter unzertrennlich. Nichts erhebt und stärkt hingegen das Gemüth wie der Gedanke, daß man berufen sey, mit

Eydgenößisches Uebungslager in Thun.

Z

Gut und Blut das Wichtigste und Heiligste, das Vaterland, zu vertheidigen. Von diesem Grundsatze ausgehend, daß jeder waffenfähige Schweizer verpflichtet sey zur Vertheidigung des Vaterlandes Kriegsdienste zu thun, hat die Tagsatzung im Jahr 1817 ein allgemeines Militair-Reglement für die Schweizerische Eidgenossenschaft eingeführt, damit in den 22 Cantonen unsers Vaterlandes in dieser wichtigen Sache Ordnung und Einheit erzielt werde, ohne welche sonst der eidgenößische Bund ein Wort ohne Kraft ist. Nach diesem Reglement wird nun das Bundesheer eingetheilt in den ersten Bundes-Auszug, von 32,886 Mann, in die Bundes-Reserve von eben solcher Stärke und in die Landwehr, die aus aller wehrhaften Mannschaft besteht, die weder zum ersten Auszug noch zur Reserve gehört. Nach dem Verhältniß von 2 Mann auf 100 Seelen der Bevölkerung müssen nun die einzelnen Cantone ihre Contingenter zum Auszug und zur Reserve des Bundesheers stets vollständig in Bereitschaft halten, so wie auch zu Bestreitung der Kriegskosten und anderer Ausgaben des Bundes ihre Geldbeyträge liefern, wie aus folgender Tabelle zu ersehen ist.

Kantone.	Quadr. Meil.	Volksmenge.	Mann.	Geld, Frk.
Zürich . .	45	182,100	3858	77,153
Bern . .	173	291,200	4584	91,695
Luzern . .	36	102,800	1734	12,016
Uri . .	24	11,900	236	1,184
Schwyz .	22	23,400	602	3,012
Unterwalden .	12	21,600	382	1,907
Glarus . .	22	27,000	482	4,823
Zug . .	7¼	13,800	250	2,497
Freyburg .	23	72,000	1240	18,591
Solothurn .	13	48,500	904	18,097
Basel . .	12¼	50,000	818	20,450
Schafhausen .	8	26,200	466	9,327
Appenzell .	10	52,900	972	9,728
St. Gallen .	40	137,000	2630	39,451
Graubündten .	140	73,000	2000	12,000
Aargau . .	38	145,000	2410	52,212
Thurgau .	17	77,500	1670	25,052
Teßin . .	54	93,500	1804	18,039
Waadt . .	70	145,500	2964	59,273
Wallis . .	93	63,000	1280	9,600
Neuenburg	16	50,900	1000	25,000
Genf . .	4½	41,700	600	15,000
	800	1,750,500	32,886	540,107

Die Cantons-Regierungen haben für den militairischen Unterricht, die Bewaffnung und die Montirung ihrer Truppen selbst zu sorgen. Eine von der Tagsatzung ernannte Aufsichts-Behörde hat die Pflicht darüber zu wachen, und stellt zu dem Endzweck alljährlich in verschiedenen Cantonen Musterungen an. Auf Kosten des Bundes hingegen wird alljährlich in Thun im August und Herbstmonat eine Artillerieschule eröffnet, theils um den höhern Unterricht im praktischen Kriegswesen zu ertheilen, theils um die Gleichförmigkeit des Dienstes nach den eingeführten Regeln zu sichern. Zu diesem Endzweck werden auch alle 2 Jahre eidgenössische Uebungslager von zusammengezogenen Truppen aus mehreren Cantonen errichtet. Ein solches hatte nun im Jahr 1826 vom 15. bis zum 24. August auf der Thun-Allmend, 6 Stunden von Bern, statt. Es bestand aus 2300 Mann, aus 6 Bataillonen Infanterie, worunter 3 von Bern, 1 von Luzern, 1 von Solothurn und 1 von Zug, Uri und Unterwalden zusammengesetzt; ferner aus 4 Compagnien Dragoner, von Bern, Basel, Luzern und Solothurn; 2 Scharfschützen-Compagnien und einer Artillerie-Compagnie von Bern. Das Oberkommando führte der eidgenößische Oberst, Herr Guiger von Prangins. Die erstern Tage wurden kleinere Uebungen im Lager und auf der Thun-Allmend vorgenommen. An den beyden letzten Tagen fanden größere Manövres statt, die einen großen Theil des Tages einnahmen; nemlich ein Angriff auf den Engpaß bey Wimmis, den Schlüssel zum Simmenthal, und den Angriff auf das Fort oder Polygon auf der Thun-Allmend, wobey der Feind eine Schiffbrücke über die Aar schlagen mußte.

Allen Aussagen von Augenzeugen zufolge hatte dieses Uebungslager seine Zwecke erfüllt. Die beyden großen Manövres der zwey letzten Tage waren vor einer unzähligen Menge von Zuschauern aus der Nähe und aus der Ferne mit dem beßten Erfolge vollzogen worden, und boten ein interessantes und belehrendes Schauspiel dar. — Unglaublich war die Menge von Zuschauern, welche bey der äußerst günstigen Witterung von allen Theilen des Landes her täglich nach Thun strömten. Besonders war die große Landstraße von Bern nach Thun Tag und Nacht mit Reisenden und Fuhrwerken bedeckt. Sehr erfreulich war es für jedermann, daß alle Uebungen glücklich und ohne den mindesten Unfall vollendet wurden; auch die Gesundheit der Truppen hat sich während den 10 Tagen, die sie im Lager zubrachten, bey der fortdauernd großen Hitze von 20 Grad und den ununterbrochenen Anstrengungen des Dienstes sehr gut erhalten, so daß alle Anwesenden froh und munter die Rückkehr in ihre Heymath angetteten haben. Schweizerische Eintracht und Herzlichkeit herrschten fortdauernd unter den Kriegern aller Waffen und aller Cantone, die demselben beywohnten. Jugendliche Bekanntschaften wurden gemacht, Freundschaftsbande geschlossen und dem theuern gemeinsamen Vaterlande geweiht, das die schönen Früchte derselben sowohl in der Bildung tüchtiger Vertheidiger, als in der Belebung ihres vaterländischen Sinnes erndten wird.

Freylich hörte man auch zuweilen engherzige kleinmüthige Seelen die Frage aufwerfen: „Wozu das Alles? Alle diese nutz-

„losen Kosten, die zu etwas Besserm ver„wendet werden könnten? Wir können dem „ungeachtet keinen Krieg führen, unser „Land, Eigenthum, Freyheit nicht gegen „einen fremden Angriff vertheidigen und „glücklich behaupten. Beweise davon sind „1798 und 1813. Ein Corps Polizey„Soldaten zur Handhabung der innern „Sicherheit ist also das einzig Nothwendige „und was darüber ist, das ist vom Bösen!“ — Wovon zeugen diese Einwürfe? theils von Unkenntniß, theils von Furcht. Sieh, nicht einmal die Erhaltung der innern Sicherheit wäre möglich durch bloße Polizey-Truppen, ohne Unterstützung einer bewaffneten Macht, man müßte denn die erstern in einer so großen Anzahl aufstellen, daß sie hinreichend wären, die Vereinigung Vieler zum Ungehorsam gegen die Gesetze, einen möglichen Aufstand eines Theils des Volkes, kühne und starke Räuberbanden mit Gewalt zu bezwingen. — Furcht aber ziemt wohl keiner Nation weniger, als den Schweizern. In der Hand der Allmacht des höchsten Weltregenten liegen Tausende von Mitteln zur Hülfe des Schwachen, denen unsere Väter — nebst ihrer gerechten Sache — vertrauten. Es wäre aber wohl Vermessenheit zu behaupten, daß diese Allmacht nicht mehr wirke oder anders wirken müsse als früher. Die Vorsehung wirkt indessen nicht durch Wunder, sondern durch natürliche Mittel, und hilft nur dem, der diese benutzt und der sich selbst helfen will. Sie hat uns ein Land gegeben, das zur Vertheidigung ausgezeichnet vortheilhaft ist, und das seine Bewohner im Kampf mit der wilden Natur und mit der Rauhheit seines Bodens stark, muthig und gewandt macht, dessen Söhne sich nicht nur in den ältern Zeiten, bey der Erkämpfung ihrer Freyheit, sondern auch in den neuern, in ausländischen fremden Kriegen sowohl, als auch selbst bey dem unglücklichen Fall des Vaterlandes, durch kriegerische Anlagen und Tugenden ausgezeichnet haben. Sieh, darum buhlen auswärtige Fürsten seit mehrern Jahrhunderten um der Schweizer Treu und Tapferkeit, und sparen kein Gold dieselben in ihren Sold zu locken. Die Geschichte unsers Volkes lehrt uns, daß wir seit dem Schweizerbunde nie überwunden worden sind, so lang uns Eintracht beseelte und die Nationalkraft vereinigte, so lang wir uns nicht verleiten liessen, durch Zersplitterung unserer Streitkräfte dem Feinde selbst Bahn zu bereiten und vereinzelt zu fallen. Wir stehen fest und unüberwindlich, im Bunde Aller, so lange jeder Eydgenosse ein zweytes St. Jakob, Murten, Dornach, Neuenegg weniger fürchtet als eines Herrn Zoppo und eines Bischofs Schinner oder eines Agenten Mengaud List und Gold.

34.

Eine räthselhafte Frage.

Kleine Städte haben wenig Häuser, dieß war von je her, und so auch jetzt noch in A. Mit den großen Städten haben die kleinen aber dieses gemein, daß es in beyden vernünftige und dumme Leute giebt, so auch in A. Auch sind die Dummen gewöhnlich Spötter, dieß auch in A. — So zum Beyspiel machten sich jüngsthin einige dergleichen, nämlich B. nnd K. auf einem Mezgerschragen vor der Schaal

sitzend, lustig über ein steinaltes Paar, das ihnen gegenüber zum Fenster hinaus, und einem vorbeygehenden Leichenzug zusahe. Als sie die guten Alten genug ausgezäpflet und bespöttelt hatten, meynten sie: Die zwey Alten gäben ein schönes Portrait. — Dieß hörte der Alte, und er rief ihnen zu: welches wohl das schönere Portrait gäbe? zwey alte Personen unter einem Fenster? oder zwey Spötter auf einem Schragen, auf welchem schon so viele Kälber gelegen haben?

35.

Die verhexete Geiß.

(Siehe nebenstehende Vorstellung.)

Hat der Bote, und alle seine Vorgänger von alten Zeiten her, sich immer über den mancherley Aberglauben lustig gemacht, der unter unserm Volke noch gilt, so hat er doch das ungesunde Unkraut noch lange nicht alles ausreuten können, und es giebt immer nach hier und da einen Tripstrüll der gescheiden Leuten etwas zu lachen giebt, wie die folgende wahrhafte Geschichte zeigt.

An einem Jahrmarkt — wo? das ist gleichviel — bindet ein Mann eine Geiß bey einem Hause an, unter andre dergleichen Thierlein, und geht indessen hin, ein Schöplein zu trinken. Der Bewohner des Hauses ist ein Schalk, und weiß die Kunst die Geißhörner auf dem Kopf des Thieres so lind zu machen, daß man sie biegen und krümmen kann, wie man will. Der Bote kennt diese natürliche Kunst auch, will sie aber nicht verrathen. — So geht der Schalk hin und krümmt der Geiß beyde Hörner, daß sie mit den Spitzen vorwärts stehen.

Wo etwas Neues zu sehen ist, da fehlt es nicht an Maulaffen, besonders an einem Jahrmarkt. So stand bald eine Menge Gaffen um die Geiß her, und verwundert sich über die sonderbaren Hörner. Maul und Nasen werden aufgesperrt, und des Geredes ist mancherley. Jetzt kommt der Eigenthümer auch, und bleibt vor Schreken lange sprachlos stehn! „Wele Schelm het mer my Geiß verhexet?“ ruft er endlich zornig. — „Wart du — i will dirs scho reise.“ Und so nimmt er seine Zuflucht zu einem Tausendkünstler, der für's Unthür und Hexenwerch kann. Während dieser nun seine Sprüchlein und Künste treibt, setzt der Schalk die Hörner wieder zurechte; und als der Tripstrüll zurückkommt, meynt er: „Aha! Gell i ha dir's g'reiset! Jez „hani mys Geißi wieder i der Ornig.“

So ist der Spaß passirt, und der Bott denkt: „Wie mancher läßt sich noch nar„ren, ehe der Letzte gescheid wird!“

36.

Seltsame Behandlung eines Kranken.

Ach! der gute Vetter ist krank, jammerten die in Daniels Testamente wohl bedachten Vettern und Basen; sie bestellten zur guten Pflege seinen Nachbar H. und dessen Frau, und versprachen ihnen ein schönes Trinkgeld zur Belohnung. Als aber die Krankheit gefährlich wurde, springen sie selber eilig herbey; ja sie bringen besorgt und hülfreich, auch gegen die Verordnung des menschenfeindlichen Arztes, allerhand Kraftspeisen — Küchli, Bratwürst — die Base bringt sogar Schweinfleisch für den Kranken mit, damit er

Die verherete Geiß.

ja bald von seinen Schmerzen erlöset werde. Die ganze Nacht warten sie ihm ab, und rufen vorsichtig noch um 12 Uhr Nachts zwey Männer aus der Nachbarschaft herbey, die den sel. verstorbenen Vetter nach gewohnter Sitte in ein Leintuch einnähen sollten. Allein die kräftige Natur des Kranken will es anders; die guten Leute müßen, da Vetter Daniel sich erholt, unverrichteter Dinge wieder nach Haus gehen.

Was bekommt nun aber Nachbar H. zur Belohnung für die gute Abwart, da sich der Vetter wieder wohl befindet? — Statt eines Trinkgeldes überhäufen ihn die Vettern und Basen mit Lästerworten, so daß die Nachbarschaft herbey eilt, um Frieden zu machen. Da geben sie, besonders die Base, den H. als Urheber des Streites an; dieser aber legte die Schuld auf den krank gewesenen Vetter, und viele Leute gaben Beyfall, wenn er sagte: „wenn der Vetter gestorben wäre, so würde es ohne Streit, nicht aber ohne Trinkgeld abgegangen seyn."

37.

Brr! e pfytuusig!

In A:Z. besuchte der Doktor einen Kranken; beym Weggehen besprach er sich mit dessen Frau, und verordnete Blutigel. Da gieng sie hin und kaufte die anbefohlene Zahl; damit trat sie vor das Bett des Mannes, erzählte ihm, was der Doktor verordnet, indem sie ihm die Blutigel zeigte; dann fragte sie den Kranken: wotsch sie preglet, oder öpe lieber anere Saaße? — Lieber preglet, mi's lieb Fraueli, meynte er. Sie wurden also gepreglet, und er aß sie, gleichsam, als ob es gebackene Fische wären; bald aber ward's ihm steinübel zum Erbrechen, welches dann auch erfolgte, wodurch er auch gesund wurde, was mit dem Blutigel anlegen gerade das Gegentheil gewesen wäre. So hat manchmal das Schlimmste oder Dümmste seinen Nutzen.

38.

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1826 im Kanton Bern zugetragen haben.

In Absicht der Natur gehörte das Jahr 1826 zu den fruchtbaren, besonders für das Getreide und die Erdgewächse. Die Baumfrüchte litten hingegen viel von der im Spät-Frühling eingetretenen schlechten Witterung. Im Hornung, Merz, April war meist mildes, oft warmes, fruchtbares Wetter, so daß die Blüthe früh ausgieng und eine ergiebige Erndte erwarten ließ. Plözlich aber trat in der lezten Woche vom April eine solche Kälte mit Regen und Schneegestöber ein, daß die schönsten Hoffnungen vernichtet wurden und es sich neuerdings bestätigte, daß frühe Frühlinge in unserm Lande selten gedeihlich sind, wegen den meist eintretenden Frösten. Der Jenner war ausserordentlich kalt, so daß er bey jedermann das Andenken an frühere strengere Winter erneuerte. Das Thermometer stand den 16ten 19 Grad unter Eis, und das Mittel desselben bey Sonnenaufgang war $10\frac{1}{2}$ Grad, welches seit 26 Jahren nie der Fall war. Hingegen war sehr wenig Schnee, selbst in unserm Oberlande. Der May, Brachmonat und Heumonat waren äußerst

gewitterreich und besonders seit dem längsten Tag meist schön und heiß. Diese Gewitter haben auch in manchen Gegenden durch Hagel und Wolkenbrüche großen Schaden verursacht, wie z. B. in Langnau, Lenk, Saanen, wo die Waldbäche austraten, die Straßen zerstörten, das Land verwüsteten und die Einwohner mit Furcht und Schrecken erfüllten. Auch die Weinberge wurden sehr mit Hagel beschädigt, obschon viele derselben mit Hagelstangen versehen waren, von denen man sich Schutz versprach, welchen aber die Hagelassekuranz besser gewährt, da sie den Schaden vergütet. In diesem Jahr mußte sie L. 32,183 vergüten, wovon L. 14,702 an Hagelbeschädigte im Kanton Bern, das Uebrige an Auswärtige in den Cantonen Aargau, Waadt, Zürich und St. Gallen fiel. Diese wohlthätige Anstalt hat schon im zweyten Jahr ihres Daseyns eine bedeutende Ausdehnung erhalten, indem die Zahl der Mitglieder sich von 696 auf 1992 vermehrt hat, und das Versicherungs-Capital von L. 26,533 auf 1½ Million Liv. angestiegen ist. Die vielen Gewitter hatten auch viele Feuersbrünste zur Folge. Ja der Blitz zündete sogar ein Haus an, das mit einem Ableiter versehen war; ein neuer Beweis, wie nothwendig es sey, die Blitzableiter durch kunsterfahrne Männer aufführen zu lassen und wohl zu unterhalten. Auch in andern Ländern war die Sommerhitze anhaltend und groß, so daß z. B. in Schweden Wälder in Brand geriethen, und ganze Regimenter beordert werden mußten, den Flammen zu wehren, und in Frankreich eine wunderbare Feuersäule Menschen und Thiere ergriff, Bäume entwurzelte, Gebäude niederriß und das Land weit umher verwüstete. Der heißeste Tag war der 6. Heumonat, wo das Thermometer am Schatten 25½ Grad zeigte. Selbst im Herbstmonat waren noch 4 Gewitter. Der Herbst selbst war ziemlich schön und die Weinlese im Ganzen sehr ergiebig, wo sie nicht durch Hagel gelitten hatte. Der erste Schnee fiel den 7. Wintermonat, der übrigens wie der Christmonat ziemlich gelind war.

Zu den bestehenden nützlichen Anstalten kamen noch neue hinzu, so z. B. wurde im Oberamt Erlach eine neue Ersparnißcassa gestiftet, deren Gedeihen die Regierung mit einem Geschenk von L. 200 beförderte. Sie ist vorzüglich für das Rebgeländ ein wahres Bedürfniß, wo ein grosser Theil des Volkes in Armuth schmachtet, weil die Arbeit beschwerlich und kostbar, der Ertrag ungewiß und viele Gelegenheit zur Verschwendung ist. — Für die Fortsetzung der Aaren-Correktion zwischen Bern und Thun wurden neuerdings L. 47,000 bewilligt. Diese Arbeit dient nicht bloß dazu, dem Strome, der an mehrern Orten bey hohem Wasserstand austritt und das Land verheert, ein sicheres Bett zu geben, sondern die Schiffarth auf demselben zu begünstigen und gefahrlos zu machen, die nichts weniger als unbedeutend ist, indem vom 1. Jenner bis 31. Dezember 1826 von Thun nach Bern 1196 Schiffe fuhren, die mit 10,191 Personen und einer unermeßlichen Menge von Lebensmitteln, Bau- und Brenn-Materialien aller Art beladen waren. Ein Aar-Weidling trägt 180 bis 230 Centner, nimmt man im Durchschnitt 200 Centner an, so wurden im Jahr 1826. 28,000 Centner gefahren, welche durch die Landfracht à

lb. 4 gerechnet, Liv. 92,000 gekostet hätten, während die Wasserfracht L. 26,000 gekostet haben wird. Es erzeigt sich demnach auf dem Wasser die bedeutende Ersparniß von Liv. 66,000.

Die Erbauung eines auf 400 Züchtlinge berechneten Schallenwerks wurde angenommen, und dafür vorläufig eine Summe von Liv. 280,000 festgesetzt, wovon jährlich L. 50,000 verwendet werden sollen. Hierunter sind die L. 112,000 nicht begriffen, welche für den Eingang des Aarbergerthors und den Bärengraben bestimmt worden. Das jetzige Schallenwerk umfaßt höchstens 150 Züchtlinge und das Zuchthaus eben so viel. In beyde wurden im Jahr 1826 verwiesen 88 Verbrecher, wovon 35 in das erstere. — Zu Beförderung der Pferdzucht wurden an den 10 Pferdzeichnungen Liv. 4852 Prämien ausgetheilt, wovon die zwey höchsten Prämien dem Ulrich Meister von Sumiswald und Jakob Könizer von Uebischen, jedem mit Liv. 80 zuerkannt wurden. Eben so wurden von dem Commerzien-Rath an Prämien für Hanf- und Flachsbau Liv. 595 vertheilt, worunter Samuel Mühlithaler von Wangen Liv. 100 für Hanfbau und Hans Reist von Sumiswald eben so viel für Flachsbau erhielten. Die eingesandten Qualitäten haben bewiesen, daß es möglich sey, durch Fleiß in Pflanzen, Besorgen und Hecheln eben so schöne Qualitäten hervorzubringen, als diejenigen des Auslandes sind. So sucht die hohe Regierung theils von ihr aus, theils durch Unterstützung wohlthätiger gemeinnütziger Anstalten das Wohl ihrer Angehörigen, so viel von ihr abhängt, zu heben und zu fördern. Dahin zielt auch das mit den Ständen Aargau, Basel, Freyburg, Solothurn und Waadt abgeschlossene Münzconcordat, nach welchem diese Stände beschlossen haben, den Ueberschwall der Münze theils durch Verbot der fremden, theils durch Einziehung der eigenen Münze wegzuräumen, welches natürlich für die Staatskassen einen bedeutenden Aufwand verursacht. Schon empfindet man dankbar die große und schnelle Verminderung der sonst so beschwerlich fallenden Münze, und in einigen Jahren wird die Bezahlung in sogenannten Münzpäcklein ganz aufhören. — Auch die Armenanstalt in Bern erhielt von der Regierung einen Beytrag von L. 1200; mit diesen und den von den Partikularen gesammelten Beyträgen, die sich auf L. 4620 beliefen, konnten 224 Personen mit Lebensmitteln, Kleidung, Holz, Arzneyen und Bädern unterstützt werden. Wie manche schwer drückende Noth auf diese Weise erleichtert, wie mancher Seufzer erspart, wie manche Thräne getroknet worden, das wissen die Armen, welche diese Gaben erhalten haben, und der, welcher ins Verborgene siehet, weiß es auch. Er sey, wie bisdahin, noch ferner mit uns und segne diese und alle andern nützlichen Anstalten unserer Vaterstadt und des gesammten Vaterlandes.

Schließlich erwähnen wir noch die von einigen verdienstvollen Männern neu gestiftete Handwerksschule, in der jungen Handwerkern die zu besserer Betreibung ihres Berufs erforderlichen wissenschaftlichen Kenntnisse beygebracht werden, Rechnen, Schreiben, Zeichnen, Buchhaltung, Geometrie, Naturlehre und Chemie. Der Unterricht wird, damit die Ausübung des Berufes keine Störung leide, Abends von

7½ bis 9½ Uhr ertheilt. Zöglinge sind 56, worunter mehrere Meister.

39.

Auflösung der Räthsel in Nro. 10 des vorigen Jahrgangs.

1. Antonius, ein Römer, Nebenbuhler des Augustus, 31 Jahr vor Christi Geburt.
2. Mahomet, 622.
3. Heinrich VIII. von England, 1532.
4. Vereinigte Staaten in Nordamerika, 1782.
5. Ludwig XVI. von Frankreich, 1793.
6. Napoleon, 1799. † 1821.

40.

Sechs räthselhafte Fragen.

1. Welcher Knecht thut seine Schuldigkeit nicht eher, als bis man ihn mit Füßen tritt?

2. Bey welchen Leuten muß es mit ihrer Arbeit rückwärts gehen, wenn es mit ihrem Verdienst vorwärts gehen soll?

3. Was ist das Unentbehrlichste bey einer Mahlzeit?

4. Was scheint uns am dunkelsten, wenn es übrigens am hellsten, am wärmsten, wenn es übrigens am kältesten, und am kältesten, wenn es übrigens am wärmsten ist?

5. Was wird immer größer, je mehr man davon nimmt?

6. Was wird durch kaltes Wasser heiß?

Inhalt.

1. Das alte Jahr zum neuen. 2. Rechtfertigung des Boten, statt des Grußes. 3. Zur Kenntniß des Vaterlandes. 4. Eine wunderseltsame Historia von einem bezauberten Birnbaume. 5. Helf was helfen kann. 6. Fürio! Fürio! 7. Beschreibung der Stadt Burgdorf. 8. Fragen und Antworten! 9. Machs auch so! 10. Warum nicht gar! 11. Frage. 12. Allerley Sonderbares. 13. Schreib- Druck- und Lesefehler. 14. Eh b'hüt is! 15. Denkmal bey Luzern, den am 10. August 1792 in Paris Gefallenen. 16. Ledig ist Lustig. 17. Kampf der Griechen. 18. Griffe in den Bettelsack. 19. Es geht nichts über Weiberlist. 20. Auf welche Weise mancher sein Glück macht. 21. Höflich und unhöflich. 22. Das war kurzweilig. 22. Der mag mich. 24. Seltene Reue. 25. ABC. 26. Das war gut! 27. Ein Leichtgläubiger glaubt alles. 28. Der verderbliche Besen. 29. Was nicht alles geschrieben und gedruckt wird. 30. Der große Herr. 31. Das Gespenst. 32. Warnungen. 33. Eidgenößisches Uebungslager in Thun. 1826. 34. Eine räthselhafte Frage. 35. Die verhexete Geiß. 36. Seltsame Behandlung eines Kranken. 37. Brr! e phytuusig. 38. Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begenheiten, die sich im Jahr 1826 im Kanton Bern zugetragen haben. 39. Auflösung der Räthsel in Nro. 10. des vorigen Jahrgangs. 40. Sechs räthselhafte Fragen.